

zur debatte

4/2015

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



7
General a. D. Klaus Naumann schildert Ursachen und Verlauf des Ersten Krieges



14
Prof. Dr. Dr. Thomas Marschler schildert den „Himmel“ aus der Perspektive christlicher Eschatologie



24
Prof. Dr. Michael Wolffsohn wirft einen Blick aus jüdischer Perspektive auf die Konzilskonstitution



27
Prof. Dr. Hans Maier sieht Romano Guardini als Interpreten seiner Zeit



21
Die Kernaussagen von „Lumen Gentium“ fasst Prof. Dr. Peter Neuner zusammen



31
Die Verantwortung Deutschlands und Europas für die Welt ist das Thema von Staatsminister Dr. Marcel Huber



39
BR-Redakteurin Andrea Kammhuber zu Gottesdienstübertragungen im Fernsehen



Zeitzeichen – gegenwärtig prägende Entwicklungen



Foto: Elisabeth Rahe/kna

Eine wichtige Rolle in der Kirche und der Gesellschaft: ZdK-Präsident Alois Glück am 30. Mai vergangenen Jahres auf dem Regensburger Katholikentag

zusammen mit Bischof Rudolf Voderholzer und Bundeskanzlerin Angela Merkel.

Die drei Beratungsgremien der Katholischen Akademie Bayern trafen sich am 17. Juni 2015 zu einer gemeinsamen Sitzung. Im Mittelpunkt des Treffens der rund 60 anwesenden Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates (WR), des Allgemeinen Rates (AR) und des Bildungsausschusses (BA) stand ein Meinungsaustausch mit Alois Glück. Der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

lieferte in einem Vortrag mit dem Titel „Zeitzeichen – gegenwärtig prägende Entwicklungen“ seine Einschätzung zur Lage der Kirche in Deutschland und der Welt. Lesen Sie im Anschluss das überarbeitete Referat von Alois Glück, das als Grundlage für die darauf folgende Diskussion der Gremienmitglieder diente.

Ich will zu Beginn versuchen, einige Entwicklungen und Situationen zu beschreiben, sowohl in unserer Kirche, als auch in der Welt, in der wir als Menschen leben und in die die Kirche hineingestellt ist. Denn letztlich ist es die Kernaufgabe von Führungskräften, die Zeichen der Zeit zu erkennen und daraus die richtigen Schlussfolgerungen zu ziehen.

Ich hatte in meiner Jugendzeit mit sehr epochalen Veränderungen zu tun: all die schwierigen Umbrüche, die wir in den 60er und 70er Jahren in der Landwirtschaft und im ländlichen Raum erleben mussten. Wir haben damals in der Katholischen Landjugend heftig um eine neue Agrarpolitik gekämpft. Und jetzt ist mir in Verbindung mit kirchlichen Erfahrungen wieder in Erinnerung gekommen, wie ich damals locker als junger Mensch die Haltung des Bauernverbandes beschrieben habe: Hinhaltender Widerstand, um dann ehrenvoll zu kapitulieren. So ähnlich erlebe ich heute weithin auch die kirchliche Situation.

Im Bauernverband waren damals drei Strömungen zu beobachten. Die einen, die denen geglaubt haben, die gesagt haben, es komme doch alles nicht so schlimm, es werde doch nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Die Landwirte, die dies geglaubt haben, waren diejenigen, die den höchsten Preis bezahlt haben, weil sie oft falsche Entscheidungen getroffen haben, für die Berufslaufbahn der Kinder, aber auch in vielen anderen Dingen.

Die zweite Gruppe im Verband meinte: Na ja, wir können es nicht aufhalten, aber möglichst weit hinausschieben.

Und die dritten schließlich haben gesagt: Wir können es nicht aufhalten, das ist klar. Aber unsere Mitglieder wollen erleben, dass wir kämpfen; nur so bleiben sie bei uns im Verband.

Das Tragische solcher Haltungen ist, dass die Zeit für das Gestalten und die Einflussnahme auf Entwicklungen nicht genutzt wird und dass die Energien in eine völlig falsche Richtung gelenkt werden. Wir werden immer wieder aufs



Alois Glück, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Neue vor der Frage stehen: Wandel gestalten oder Wandel erleiden?

I. Die Situation in der Kirche

Für unsere Kirche gilt, dass wir epochale Veränderungen erleben. Kardinal Kasper hat das einmal in einem Vortrag hier in der Katholischen Akademie dargestellt. Unter anderem zog der Kardinal den Vergleich mit der Zeit der Säkularisation, dem Zusammenbruch der Reichskirche, den damaligen tiefgreifenden Veränderungen – vieles zum Guten für die Kirche.

Wir brauchen jetzt dringend Orte, und da bin ich hier bei diesem Ort und der Katholischen Akademie Bayern, sowohl für die kirchlichen Themen wie auch für die gesellschaftspolitischen, wo in einer guten Diskussions- und auch Streitkultur über diese Fragen miteinander gesprochen, debattiert und auch gerungen werden kann.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

„*Nomen est omen*“, sagt der klassische Lateiner. Der Name ist Hinweis auf Wesen oder Art dessen, das da benannt wird.

Der Name unserer Institution heißt nicht umsonst „Katholische Akademie in Bayern“, bzw. noch präziser „Katholische Akademie Bayern“. Über jedes dieser drei Wörter wäre einzeln lange nachzudenken; und gerade deren Zusammenspiel und manchmal unterschiedliche Gewichtung machen Reiz und Abwechslung des Programms aus.

Heute will ich Ihre Aufmerksamkeit nur auf den dritten Begriff lenken: „Bayern“. Anlass dafür bietet das beiliegende Sonderheft „Bayerische Wegmarken“. Viele unserer Leserinnen und Leser leben ja jenseits der bayerischen Gemarkungen. Deshalb würden wir nie wagen, uns jenen bekannten Spruch zu eigen zu machen, den Prof. Thomas Raff als „blöde Redensart“ gekennzeichnet hat: „*Extra Bavariam non est vita; et si est vita, non est ita*“, „Außerhalb Bayerns gibt es kein Leben; und sollte es eines geben, wäre es kein solches.“ Aber sicher notwendig bleibt, dass wir uns immer wieder vergewissern, welcher Auftrag denn hinter dem dritten Hauptwort unseres Namens steht. Für mich bedeutet er ein Vierfaches.

Erstens, den Willen der sieben bayerischen Diözesen seit dem Gründungsjahr 1957, gemeinsam eine Akademie zu verantworten und damit im Konzert der kirchlichen Akademien mit starker Stimme mitzuspielen.

Zweitens, unsere Verantwortung, nicht nur in München, sondern immer wieder auch in den sechs anderen Trägerdiözesen präsent zu sein. Die leider beschränkten zeitlichen Möglichkeiten dazu kompensieren wir übrigens neben „debatte“ und ARD-Alpha zunehmend mit Livestreams, so dass man unsere Veranstaltungen direkt per Computer zuhause mitverfolgen kann.

Drittens, die besondere religiös-kulturelle Situation Bayerns sollte sich in Art und Thematik, in Farbe und Klang unserer Veranstaltungen widerspiegeln. Wir sind bewusst keine „Allerwelts“-Akademie, sondern klar eine bayerische, die gleichzeitig nach außen schaut, ins kirchliche wie gesellschaftliche „Ausland“.

Deshalb viertens, spezielle bayerische Themen haben einen festen Platz im Programm. Womit wir wieder beim Sonderheft wären.

Schließlich, zum Verständnis Bayerns kann vielleicht jener Satz des Oberpfälzer Theologen Johann Baptist Metz verhelfen, der einmal gesagt haben soll: „*Der Bayer hat ein irdisches Verhältnis zur Religion und ein mystisches zum Bier.*“

In diesem Sinne beste bayerische Sommergrüße,

Ihr 

Dr. Florian Schuller

Für die Kirche ist es mit am Wichtigsten, dass wir ein Klima der angstfreien Kommunikation schaffen. Ich bin im November 2009 völlig gegen meine sogenannte Lebensplanung zum Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) gewählt worden. Es war innerkirchlich vor allem in der Beziehung Bischofskonferenz und ZdK eine sehr schwierige Situation. Und im Januar 2010 begann dann auch noch das Desaster mit dem Bekanntwerden der Fälle von sexuellem Missbrauch. Ich war damals schon lange Zeit im Zentralkomitee, habe mich aber eigentlich nur für die gesellschaftlichen Fragen interessiert und war in der Arbeit sonst nicht so im Detail engagiert.

Ich bin in den ersten internen Gremiensitzungen erschrocken, weil ich überwiegend Menschen erlebt habe, die schon resigniert hatten, die verletzt waren. Und alles fand in einem Klima statt, in dem man sich in der Kirche kaum getraut hat, bestimmte Themen offen zu diskutieren. Es ist eine schlimme Zustandsbeschreibung, wenn man von einer Gemeinschaft, einem Verband oder auch einem Betrieb sagen muss: Der größte Wunsch ist angstfreie Kommunikation. Denn wo es keine angstfreie Kommunikation gibt, kann es auch keine innere Lebendigkeit geben. Daraus kann nichts wachsen, nicht im Inneren, und man strahlt natürlich auch keine Anziehungskraft nach außen aus. In unserer Kirche ist das Wirkmuster Angst (wo führt das hin) – Verkrampfung – Kontrolle – Lähmung über Jahrzehnte sehr wirksam gewesen.

Aber auch für die kirchliche Situation gilt, dass Krisen Chancen sind. Die tiefe Erschütterung, die die Kirche durch das Bekanntwerden der Fälle sexuellen Missbrauchs erlitten hat, führte dazu, dass alle die Erfahrung machten, dass ein „nur einfach weiter so“ nicht möglich ist. Es hat sich letztlich daraus der Dialogprozess entwickelt. Das hat ohne Zweifel in der katholischen Kirche in Deutschland zu einer besseren Diskussionskultur geführt. Für mich war es eine große Überraschung, dass bei der ersten zentralen Veranstaltung zum Dialogprozess in Mainz – etwa 320 Menschen waren anwesend, davon vom ZdK nur knapp 20 entsandt, die restlichen von den Diözesanleitungen benannt – ein hohes Maß an Übereinstimmung festzustellen war, sowohl was die Situation wie auch was die notwendigen Schlussfolgerungen betraf. Ich nahm es als eine große Ermutigung wahr.

Sowohl die Bischöfe wie auch die Laien waren zu dem Treffen gefahren und hatten Zweifel, wie es wohl gehen werde. Auf bischöflicher Seite hat man befürchtet, dass die Laien eine Revolution veranstalten würden, und die Laien hatten die Befürchtung, dass sie eigentlich nichts würden sagen dürfen. Es hat sich aber im Gegenteil insofern sehr viel Positives entwickelt, als heute offener über zentrale Themen geredet wird, auch kontrovers. Und natürlich wirkt Papst Franziskus geradezu als Eisbrecher für eine offene Kommunikation.

Was ich aber gegenwärtig beobachte, ist eine Zunahme der Polarisierungen von Formen der Auseinandersetzung, die in der Politik so nicht anzutreffen sind. Die Zahl von verdeckten Aktionen, von anonymen Briefen und ähnlichen Aktivitäten mehr ist im kirchlichen Bereich extrem ausgeprägt. Das ist für mich ein Alarmzeichen. Der Grund für diese Situation liegt meiner Meinung nach darin, dass es keine transparenten Strukturen gibt, nicht für Meinungsbildung, nicht für nachvollziehbare Entscheidungsprozesse und Begründungen von Entscheidungen. Da Menschen aber von Natur aus das Bedürfnis haben, Entwicklungen dahingehend zu be-



Alois Glück war ein gefragter Gesprächspartner. Hier im Gedankenaustausch mit Akademiedirektor Dr. Florian Schuller ...

einflussen, was sie für richtig halten, werden andere Wege gewählt.

Mir scheint, dass sich jetzt im Zusammenhang mit der Bischofssynode einiges verdichtet. Über die Thematik hinaus, die ansteht, geht es hier wahrscheinlich um einige Grundsatzfragen wie etwa darum, ob Lehre etwas festfixiertes und Unveränderliches ist, oder ob die Lehre auch in einem Prozess verstanden werden kann. Viele Konzilsdokumente deuten darauf hin. Wichtig ist es wohl auch zu klären, wie die Rolle der Tradition zu verstehen ist.

Zum Teil sind diese inhaltlichen Fragen auch verbunden mit ganz menschlichen Fragestellungen wie der Machtfrage. Aber mich erschreckt zunehmend die Aggressivität innerkirchlicher Auseinandersetzungen. Festzumachen ist dies unter anderem beim Themenkreis Familie und Sexualität. Ich glaube, es wäre ein lohnendes Thema, sich darüber auszutauschen, woher diese wachsende Aggressivität in der innerkirchlichen Debatte kommt, weil es auch für den weiteren Weg ganz wichtig ist zu sehen, wie sich Dinge entwickeln.

Es gibt aber noch eine Reihe anderer exemplarischer Themenkreise, bei denen aggressiv agiert und reagiert wird –

wir erleben es z. B. auch im zeitlichen Vorfeld der Umweltenzyklika. Natürlich kann man in vielen Fragen unterschiedlicher Meinung sein, aber mit dieser Art von Debatten, die wir auf diesen Feldern erleben, können die Dinge nicht fruchtbar werden.

Die Frage nach der Vielfalt der Glaubenswege ist ebenso von grundlegender Bedeutung. Kardinal Ratzinger sagte in seinem ersten Interviewband mit Peter Seewald, dass es so viele Wege zu Gott gebe wie es Menschen gebe. Aber das kirchliche Verhalten ist sehr oft völlig anders. Wobei es für mich jetzt egal ist, welche Strömung glaubt, sie allein habe die authentische Kompetenz zu definieren, was katholisch ist. Es geht dabei immer um das Monopol der Deutungshoheit, den Alleinvertretungsanspruch, um Ausgrenzung und Verurteilung. Der Zweck, der Anspruch auf Wahrheit, „rechtfertigt“ dann auch Stil und Mittel. Das Ringen um die richtige Verbindung von Vielfalt und Einheit, sowohl in den inneren Entwicklungen unserer Kirche wie in ihren Strukturen, ist eine ganz große Zukunftsfrage für unsere Kirche.

Das sieht man zum Beispiel bei der Frage, wie die Aufgabenverteilung (und die Verantwortung) zwischen Weltkir-



... und hier mit Dr. Wolfgang Schirmer (AR), Mitglied der Akademieleitung.



Dr. Wolfgang Schirmer (AR), Mitglied der Akademieleitung (Mi.), im Gespräch mit Dr. Christoph Strötz (AR), Präsident

des Oberlandesgerichts Nürnberg (re.), und Albert Berger (AR), Kanzler der Technischen Universität München.

che und Ortskirche zueinander stehen. Auch in der Frage eines bewussten Ja zu einer Vielfalt von Frömmigkeitswegen, Glaubenswegen, was immer der Weg der Kirche war, ist eine Entscheidung notwendig. Exemplarisch für die unterschiedlichen Wege stehen die unterschiedlichen Prägungen von geistlichen Orden, die immer wieder als Antwort auf Entwicklungen gegründet wurden. Ich denke, es ist für die Kirche in Deutschland wichtig, Einheit und Vielfalt in richtiger Weise zu leben, und ich meine, dass dies auch für die Weltkirche wichtig ist.

Strukturen und Ämter sind kein Selbstzweck.

Die zentrale Frage ist: Wie können wir den Menschen von heute, den Menschen in den heutigen sehr unterschiedlichen Lebenswelten, die Botschaft des Evangeliums zugänglich machen, erschließen?

Was die Laien, die in der Kirche in Deutschland aktiv engagiert sind, flächendeckend am meisten beschäftigt, ist die Zukunft der Seelsorgestrukturen, insbesondere der Pfarrstrukturen. Die dabei zu treffenden und sicher notwendigen Weichenstellungen sind gleichzeitig von elementarer Bedeutung für die

Präsenz der Kirche in den Lebensräumen der Menschen, wobei das je nach den Entwicklungen in unterschiedlichen Regionen sehr verschieden sein wird. Aber in der Frage künftiger Seelsorgestrukturen stehen wir wieder vor der oben schon beschriebenen Situation: Wandel erleiden oder Wandel gestalten. Der Ansatz, so lange wie möglich auf den alten Strukturen weiterzufahren und erst dann zu reagieren, wenn größte Personalnot herrscht, fördert den schleichenden Zusammenbruch.

Wo wird über all diese Fragen nachgedacht? Auf vielen Feldern, wir merken es ja ganz besonders in der Moraltheologie, ist in der Vergangenheit Neues und vielleicht Kritisches grundsätzlich nicht mehr diskutiert worden, weil man gleich abgestraft wurde. Das Risiko ist jetzt nicht mehr so groß. Und jetzt bräuchten wir dringend die Leute, Theologen mit Qualität und mit Mut, die neue Wege erschließen, auch im Verhältnis Leitung der Weltkirche und den Ortskirchen. In der Kurie werden sicherlich relativ wenig Menschen an dem Thema einer neuen Balance von Weltkirche und Ortskirche arbeiten. Das wäre die erste Zentralbehörde der



Prof. Dr. Werner Weidenfeld (WR), Professor für Politikwissenschaft, Mitglied der Akademieleitung (re.), und

Ordinariatsrat Dr. Armin Wouters (AR) während der Diskussion. Im Hintergrund Prof. Dr. Peter Neuner (WR).

Welt, die von sich aus über so etwas nachdenken würde.

Dabei geht es nicht in erster Linie um Organisationsfragen, sondern es geht um Theologie. Die Theologie aus dem deutschen Sprachraum hat das Zweite Vatikanische Konzil besonders geprägt. Und wir hätten doch auch jetzt die institutionellen und finanziellen Möglichkeiten, um innovativ zu sein. Nicht nach dem Motto, die Deutschen werden wieder den Weg weisen, aber doch der Versuch, sich einzubringen.

Ich glaube, wir müssen uns noch viel bewusster darauf einstellen, dass mit dem Papst vom einen Ende der Welt, wie er gesagt hat, mit der Tatsache, dass erstmals ein Nicht-Europäer Papst ist, in der katholischen Kirche sich etwas entwickeln wird, wie wir es im Globalisierungsprozess längst kennen. Nämlich, dass Europa, das europäische Denken, nicht mehr der Mittelpunkt der Welt ist. Natürlich ist die Kirche stark geprägt aus der europäischen Theologie, der Geistestradiation, beginnend mit den Griechen. Aber jetzt ist ein Papst im Amt, der aus einer ganz anderen Lebenswelt kommt, mit ganz anderen Prägungen. Das ist eine große Bereicherung. Es ist für eine Weltkirche unabdingbar, wenn wir auf Dauer in den verschiedensten Kulturen und Lebenswelten präsent sein wollen. Aber es heißt auch, dass wir lernen müssen, dass zum Beispiel dieser Papst nicht in unsere Schubladen von konservativ und liberal passt, dass er völlig andere Prägungen und Denkkategorien hat. Gleichwohl könnten wir Deutschen und Europäer sehr viel einbringen und zu verschiedenen Entwicklungen beitragen, die dringend notwendig sind.

II. Zur Rolle und Aufgabe der Christen und der Kirche in der Gesellschaft

Wir erleben gegenwärtig eine Verdichtung von Entwicklungen, die sich alle schon länger abzeichneten, die aber jetzt mit einer raschen Zunahme von Krisen und grundsätzlichen Auseinandersetzungen immer virulenter werden. Der Historiker Heinrich August Winkler spricht davon, dass er es sich gut vorstellen könnte, dass 2014 im Rückblick einmal als Epochenjahr gelten werde. Wir haben davon geträumt, dass nach dem Zusammenbruch des Kommunismus sich in einer Eigendynamik Demokratie, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit in der Welt verbreiten, als weit überlegenes System. Und in Wirklichkeit erleben wir gegenwärtig eine gewaltige Welle der Ernüchterungen.

In den letzten Jahrzehnten war man davon ausgegangen, dass letztlich der nüchterne Pragmatismus und das technokratische Denken die zukünftigen Entwicklungen prägen werden. Wenn wir jetzt die Debatten genauer anschauen, wird ersichtlich, dass wir in eine neue Phase von Wertedebatten eingetreten sind. Der Konflikt um die Ukraine ist im Kern eine Wertedebatte. Die westlichen Staaten sagen, wir sind eine Wertegemeinschaft. Wir reden über europäische Werte, wissen aber häufig nicht, was wir damit meinen. Wir reden über die Bedeutung christlicher Werte als Orientierung, bleiben dann aber weitgehend sprachlos, wenn wir beantworten müssen, was damit gemeint ist.

Ebenso ist die Auseinandersetzung mit den radikalen Formen des Islam im Grund eine Wertefrage, ebenso die mit dem Weltbild der Rechtspopulisten. Was in der innenpolitischen Diskussion die Rechtspopulisten, um jetzt nur diese politische Strömung zu nennen, thematisieren, ist beispielweise die Angst vor Identitätsverlust. Diese Debatte wird sich im Zusammenhang mit der gegenwärtig schwierigsten und drängendsten internationalen Frage, die der Flücht-

Themen „zur Debatte“

Editorial	2
Zeitzeichen – gegenwärtig prägende Entwicklungen	
Alois Glück	1
Der Erste Weltkrieg	
Ursachen und Verlauf des Krieges	
Klaus Naumann	7
Buddhismus und Christentum – Grundpositionen im Diskurs	
Nirvana	
Michael von Brück	11
„Himmel“ aus der Perspektive christlicher Eschatologie	
Thomas Marschler	14
Weltenkreislauf	
Peter Gäng	17
LIT.fest münchen 2015	
Das Wunder von München	
Erich Garhammer	19
„Lumen Gentium“ Ein interreligiöses Gespräch über Kirche	
Die Kernaussagen von „Lumen Gentium“	
Peter Neuner	21
„Lumen Gentium“ aus jüdischer Perspektive	
Michael Wolffsohn	24
Junge Akademie Theologischer Nachwuchs, Film sowie Literatur an einem Anders-Ort	26
Romano Guardini als Interpret seiner Zeit	
Hans Maier	27
Die Welt verändert sich	
Verantwortung Deutschlands und Europas	
Marcel Huber	31
KEB-Mitgliederversammlung 2015	
Der Islam in Deutschland: theologische Probleme und Perspektiven	
Georges Tamer	35
Festlicher Abend zum Fronleichnamsausklang	39
Impressum	38



Sowohl Edda Huther, die ehemalige Präsidentin des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs, als auch Prälat

Dr. Lorenz Wolf, Leiter des Katholischen Büros Bayern, sind Mitglieder der Akademieleitung.



Herzog Franz von Bayern (AR), Mitglied der Akademieleitung (li.), erläutert Rechtsanwalt Hans-Peter Hoh (AR)

und Prof. Dr. Egon Endres (AR), ehem. Präsident der Stiftungsfachhochschule München seine Standpunkte.



Vertreter des Wissenschaftlichen Rats: Prof. Dr. Claudia Bausewein, Direktorin der Klinik für Palliativmedizin

an der LMU München, und Prof. Dr. Konrad Hilpert, Professor em. für Moralthologie an der LMU München.



Zwei Passauer im Park: Prof. Dr. Barbara Zehnpfennig, Professorin für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Passau (AR), und

Prof. Dr. Hans Mendl (WR), Professor für Religionspädagogik, ebenfalls an dieser niederbayerischen Universität.

lingsströme, noch zuspitzen.

Die Bundeskanzlerin hat kürzlich in einem Gespräch im kleineren Kreis gesagt, die Flüchtlingsthematik sei schwieriger zu lösen als die Finanzkrise. Es mag auf den ersten Blick überraschen, aber man versteht die Befürchtung, wenn man erkennt, dass bei der Finanzkrise alle gewusst haben, dass wir letztlich in einem Boot sitzen. Wenn wir scheitern, scheitern wir alle! Bei der Flüchtlingsfrage hingegen gibt es dezidiert unterschiedliche Interessen. Das erleben wir jetzt schon innerhalb von Europa, wo jene Länder, die weiter weg sind vom südlichen Europa, die Situation anders sehen als die Staaten, in denen die meisten Flüchtlinge europäischen Boden betreten. Die Verteilungsquote ist ein andauernder Streitpunkt und gegenseitige Vorwürfe sind an der Tagesordnung.

Doch das führt zu nichts. Denn die Flüchtlingsströme nach Europa werden andauern. Man braucht sich nur die Bevölkerungs- und Altersstruktur in den Ländern Afrikas anschauen. Keine Mauer und kein Zaun, auch keine europäischen Maßnahmen in Nordafrika werden den Druck auf Europa abhalten können. Natürlich müssen wir auch kurzfristig handeln, über unsere Aufnahmekultur nachdenken und Wege finden, wie Menschenhandel durch Schleuserorganisationen unterbunden werden kann.

Aber: Wir brauchen gleichzeitig eine ganzheitliche und längerfristige Perspektive.

Man muss überlegen, welche Langzeitauswirkungen der Zustrom in unserem Land hat, wir müssen uns der Angst vor Identitätsverlust und Überfremdung stellen. Denn es ist zu klären, was sich in unserem Land bei immer stärkerer Zuwanderung verändert, die wir aus demographischen Gründen sowieso brauchen. Und wie kann Europa eine Afrikapolitik gestalten, so dass die Menschen in Afrika mit der Zeit wieder eine Zukunftsperspektive sehen und in ihrer Heimat bleiben? Wir dürfen als Kirchen nicht nur Erwartungen an die Politik formulieren und uns ansonsten in unsere Spezialbereiche zurückziehen. Ich habe dem Vorsitzenden der Bischofskonferenz kürzlich einen Brief

geschrieben und ihm einen Vorschlag gemacht, die verschiedenen Teilkompetenzen zusammenzufügen. Wir haben als Kirchen eine hohe Kompetenz in sozialen Fragen, die es einzubringen gilt. Die Entwicklungen werden aber noch mehr von den kulturellen und religiösen Differenzen geprägt.

III. „Großtrends“, die sich ineinander verflechten

Die Entwicklungen und ihre Dynamik werden von drei Großtrends geprägt.

Als wichtigsten dieser „Großtrends“ sehe ich die weitere Beschleunigung der Globalisierung. Die Welt wird in atemberaubender Geschwindigkeit eine Schicksalsgemeinschaft. Wir spüren es – ich habe es schon ausgeführt – besonders an den Flüchtlingsströmen. Es gibt aber eine ganze Reihe anderer Fragen, die genauso mit der Globalisierung verbunden sind, aber in der Bewusstseinslage in unserem Land ausgeblendet werden. Wir sind gewohnt, dass wir als Bürger einer großen Exportnation die Welt daraufhin betrachten, wo die nächsten und besten Märkte für unsere Produkte sind und wie durch den Export unsere Arbeitsplätze sicher gemacht werden. Auch die Auswahl internationaler Urlaubsziele beschäftigt uns.

Was wir aber völlig ausblenden ist die Tatsache, dass uns mittlerweile früher oder später faktisch fast alle Krisen dieser Welt einholen, dass wir uns nicht mehr absondern können, sondern dass wir immer Teil der Schicksalsgemeinschaft sind und dass wir vor allen Dingen als in vieler Beziehung starkes Land Verantwortung übernehmen müssen. Das heißt aber zuerst und vor allem, dass wir uns innerlich damit auseinandersetzen müssen.

Eng mit dieser Entwicklung verbunden ist der zweite große Trend: die Durchdringung aller Lebenswelten durch die Digitalisierung. Wirtschaftliche Entwicklung, unser Wohlstand ist ohne Digitalisierung nicht mehr möglich. Es geht aber mittlerweile – in den letzten zwei Jahren hat es so allmählich begonnen – um die Kehrseite dieser Wunderwelt der Informationsgesellschaft: Denn auch der Terrorismus von

heute ist ohne Internet und soziale Netzwerke nicht denkbar. Weitere Stichworte sind der gläserne Bürger, der gesteuerte Konsument. Bis vor kurzem haben die Diktaturen in der Welt das Internet noch gefürchtet, weil sie den Bürger nicht mehr kontrollieren konnten. Heute müssen wir unterstellen, dass die technischen Möglichkeiten schon gegeben sind, diesen Bürger bestens zu kontrollieren und gegebenenfalls zu steuern.

Was bedeutet der gläserne Bürger für das Menschenbild, für unser Menschsein? Welche Profile von Menschen können mittels Digitalisierung erstellt werden, über die Daten aus seinem Auto, über die Daten eines entsprechend modern ausgestatteten Haushalts, seine Lese- und Einkaufsgewohnheiten? Und was heißt das im Hinblick auf das Gesundheitswesen, wo die persönlichsten Daten der Menschen gespeichert sind?

Für uns Christen steht beim Umgang mit den technischen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen als Orientierung immer eine entscheidende Hilfe zur Verfügung: unser Menschenbild. In Art. 1 Grundgesetz steht: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Dieses Menschenbild ist wesentlich geprägt aus dem christlichen Verständnis, dass jeder Mensch dieselbe Würde hat. Dieser Satz steht deshalb am Anfang unseres Grundgesetzes, weil die Väter und Mütter des Grundgesetzes sehr stark in Erinnerung hatten, dass das Menschenbild des Nationalsozialismus der Ausgangspunkt für alle Scheußlichkeiten war. Im krassen Gegensatz zum christlichen Menschenbild sah die NS-Ideologie Herrenmensch und Untermensch. Heute sind der Maßstab der „Nützlichkeit“ und die „Optimierung“ mittels Gentechnik die besonderen Gefahren.

Der dritte „Großtrend“ ist sicherlich die demografische Entwicklung. Natürlich ist dies nicht neu, aber jetzt werden die Auswirkungen immer mehr sichtbar. Gleichzeitig ist zu erkennen, dass alle Trends ineinander wirken und sich gegenseitig auch verstärken.

IV. Unser Beitrag als Christen

Wir sollten uns fragen, wo denn der besondere und notwendige Beitrag der Christen ist. Ich spreche bewusst vom Beitrag, nicht von den Interessen der Kirchen oder der Christen. Es ist natürlich legitim, dass die Kirchen als Gemeinschaft und gesellschaftliche Kraft ihre Interessen vertreten, insbesondere dort, wo sie auch einen entsprechenden Beitrag leisten. Aber ich glaube, wir müssen auch als Katholikinnen und Katholiken weithin erst einmal lernen, die

Veränderungen der letzten Jahrzehnte innerlich anzunehmen. Es gibt einen grundlegenden Machtverlust der Kirchen im Einfluss auf die Lebensführung der einzelnen Menschen und in ihren Einflussmöglichkeiten in der Gesellschaft.

Jetzt kann man dem nachtrauern, man kann es als Verlustgeschichte betrachten. Ich meine aber, es ist auch eine große Chance, die Rolle, die Aufgabe und den Weg in der heutigen Welt zu finden für einen guten Weg in die Zukunft. Abschied von der Macht ohne lähmende Ängstlichkeit. Unser Weg ist der einer hörenden und dienenden Kirche, die sich nicht Selbstzweck ist, sondern im Hören und Dienen den Menschen die Botschaft des Evangeliums erschließt. Eine Kirche, in der die Katholikinnen und Katholiken überlegen, wo und wie sie aus ihrem Glauben heraus ihren Beitrag einbringen können für die Menschen in dieser Welt. Das ist es was Papst Franziskus immer wieder betont, ja es ist sogar die Grunddiktation aller seiner Reden und Schriften.

Das setzt allerdings voraus, dass wir das, was uns wichtig ist, auch klar aussprechen und danach handeln. Wir müssen uns überlegen, welche christlichen Werte in dieser modernen Welt wichtig sind. Welche Chancen haben christliche Werte denn noch? Wir werden keinen Einfluss gewinnen mit dem Hinweis darauf, das sei christlich oder das ist Tradition. Sondern es wird darauf ankommen, dass wir das, was wir für wichtig halten, so erläutern und begründen, dass auch Menschen, die ihrerseits keinen Zugang zur Religion oder keine Kirchenbindung haben, erkennen: ja, das ist gut, es ist hilfreich für mich und für unser Zusammenleben.

Und wenn wir nicht engstirnig sind, dann vertreten wir christliche Werte ja nicht um der Christen oder der Kirchen willen, sondern weil wir der Überzeugung sind, dass es für die Menschen gut ist und dass es für das Zusammenleben gut ist. Aber wir müssen lernen, es auch so zu vermitteln. Ich mache da gerade einen interessanten Erfahrungsprozess durch. Am Freitag bin ich wieder in Leipzig, wo der nächste Katholikentag stattfinden wird; was den Standort betrifft ein absolutes Kontrastprogramm zu Regensburg: zwölf Prozent Christen, davon vielleicht 4 bis 5 Prozent Katholiken. Da sind wir unmittelbar mit der Frage konfrontiert, wie wir uns verständlich machen können. Das Problem, das sich in Leipzig exemplarisch zeigt, ist nicht die Gegnerschaft gegen die Kirche, der Atheismus, sondern die Gleichgültigkeit. Atheisten haben einen Standpunkt, mit denen kann man diskutieren, zumindest, wenn sie überzeugte Atheisten sind. Doch Atheisten gibt es in Leipzig vielleicht so viele wie Katholiken.



Die SPD-Landtagsabgeordnete Kathi Petersen (BA) und P. Rüdiger Funiok SJ, Professor em. für Kommunikations-

wissenschaft an der Hochschule für Philosophie München, der ebenfalls dem Bildungsausschuss angehört.



Albert Berger (AR), Kanzler der Technischen Universität München, und Prof. Dr. Thomas Zacharias (AR), Professor

für Kunsterziehung an der Akademie der Bildenden Künste München im Dialog.



Alois Glück als Zuhörer.



Neues aus der Akademie

Jubiläen in der Katholischen Akademie Bayern feiern Frau *Susanne Mayer* und Frau *Zivka Paunović*. Beide Mitarbeiterinnen unserer Hauswirtschaft betreiben seit 20 Jahren mit großer Kompetenz und Freundlichkeit die Gäste bei Veranstaltungen. Susanne Mayer ist zusätzlich für den Service im Speisesaal verantwortlich.

Akademiedirektor *Dr. Florian Schuller* schied mit Ablauf der Sit-

zungsperiode als Vorsitzender des beim Bayerischen Bildungsministerium angesiedelten Landesbeirats für Erwachsenenbildung aus. Der Beirat, dem der Akademiedirektor als Vorsitzender der Katholischen Erwachsenenbildung Bayern weiterhin angehört, wählte in der Frühjahrssitzung den Vorsitzenden des Bayerischen Volkshochschulverbandes Prof. Dr. Klaus Meisel zum neuen Vorsitzenden.



Dreiergespräch aus dem Bildungsausschuss: Dr. Walter Zahner, Mitglied im Kunstausschuss der Akademie, Michael Mötter, stellvertretender Geschäftsführer des Bildungswerks der Bayerischen

Wirtschaft e.V., und Paul Elbert, Mitglied im KEB-Vorstand, stellvertretender Vorsitzender der diözesanen Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung der Erzdiözese Bamberg (v.l.n.r.).



Nachdenklich: Prof. Dr. Willibald Folz (AR), Vorsitzender des Vereins der Freunde und Gönner (li.) und P. Rüdiger Funiok SJ (BA).



Professor Thomas Zacharias (AR) und Prof. Dr. Susanne Sandherr, Professorin für Katholische Theologie der Sozialen

Arbeit an der Katholischen Stiftungsfachhochschule München (BA).



Münchens frühere Zweite Bürgermeisterin Dr. Gertraud Burkert und Prof. Dr. Ulrich Messerschmid, Professor an der

Hochschule für Film und Fernsehen, sind beide Mitglieder im Allgemeinen Rat.

Das eigentliche Thema ist totale Entfremdung! Wie machen wir unsere Botschaft Menschen verständlich, die über zwei, drei Generationen systematisch dem Religiösen entfremdet wurden, aber auch auf Sinnsuche sind – Menschen, die wir aber mit unserer traditionellen Sprache gar nicht erreichen? Ich möchte Ihnen ein Beispiel nennen, wie ich es bei der letzten Veranstaltung im Rahmen des Dialogprozesses in Magdeburg mitbekommen habe. Wir waren in einem großen Hotel und in einer Pause fuhr eine unserer Teilnehmerinnen zusammen mit anderen Hotelgästen im Lift nach oben. Eine der Mitfahrenden, die wohl gerade angereist war, fragte ihren Mann, was denn da eigentlich für eine Veranstaltung im Hotel stattfände. Und der meinte nur: „Ach, irgend so eine Sekte.“ Das war ja gar nicht böse gemeint! Aber auf solche Entwicklungen müssen wir uns einstellen.

Es funktioniert nicht mehr lange, dass wir als Christen ein Machtfaktor in der Gesellschaft sind und damit in der Politik viel bewegen. In Zukunft kommt es nicht auf Größe, sondern auf Qualität an. Und die gesellschaftliche Wirksamkeit christlicher Wertevorstellungen wird wesentlich davon abhängen, dass wir in der Argumentation Qualität liefern. Das setzt aber schon einmal voraus, dass wir uns klar werden, wie wir uns selbst in unserer Rolle verstehen und wie wir die Rolle der Kirche in der modernen Welt verstehen. Dann brauchen wir genügend Menschen aus den kirchlichen Gemeinschaften, die in den öffentlichen Raum gehen und sich engagieren. Wenn wir unsere Resolutionen an „die da draußen“ verschicken und selbst im schönen Naturschutzpark bleiben, bewegen wir gar nichts. Wir brauchen Menschen, die das verkörpern, artikulieren und glaubwürdig vertreten können. Und woher kommen diese Menschen?

Früher – in meiner Generation – sind diese Menschen in den katholischen Verbänden und Gemeinschaften geprägt worden. Wir haben auch das politische Handwerkszeug dort gelernt. Nun ist es erstens so, dass nach meiner Beobachtung in den letzten Jahrzehnten der Stellenwert des politischen Engagements im kirchlichen Leben immer geringer wurde. Man wird eher dafür kritisiert, dass man in einer pluralen und offenen Gesellschaft auch Kompromisse eingehen muss.

Und zweitens ist unklar, wo heute der Nachwuchs herkommen könnte.

Wo wird er gefördert? Wo haben diese dann politisch aktiven Menschen ihre Heimat, die Kirche oder ihren Ort, an dem sie sich offen austauschen können? Über die Verbände wird es so immer weniger funktionieren. Und insofern denke ich, dass es sehr lohnend wäre, in der Kirche einmal darüber nachzudenken, so wie wir andere Begabtenwerke haben, Nachwuchs auch im Hinblick auf öffentliches Engagement zu fördern. Dabei müsste die gesamte Bandbreite im Blick sein, nicht ausschließlich die Parlamente in Land und Bund, sondern zum Beispiel auch die kommunale Ebene und das weite Feld des gesellschaftlichen Engagements.

Wir brauchen die richtige Kombination. Ich habe es oft in einem Wortspiel so formuliert: Kompass, Kompetenz und Kompromissbereitschaft. Starke Gesinnung allein bewegt nichts. Das führt leider meistens dazu, dass sich die Menschen auf den moralischen Hochsitz setzen, andere ausgrenzen und ihre große Überzeugungsstärke und große Moral demonstrieren. Dadurch wird nichts bewegt, es endet meist in Polarisierung.

Natürlich ist eine Wertorientierung, ein Kompass, unabdingbar. Gehört finden wir nicht, wenn wir unsere Wertorientierung demonstrieren, sondern nur dann, wenn wir die Sachkompetenz vorweisen, damit wir von den anderen ernst genommen werden aufgrund dessen, was wir zu sagen haben. Und wenn wir von der Sachkompetenz her ernst genommen werden, dann werden wir auch mit unseren Überzeugungen zumindest Aufmerksamkeit finden.

Und das dritte, und damit möchte ich schließen, ist natürlich die Kompromissbereitschaft. In einer offenen, pluralen, säkularen Gesellschaft kann das nicht anders sein. Politisches Handeln ist meistens Abwägung. Dafür brauchen wir eine „Ethik des Kompromisses“. □

Der Erste Weltkrieg

In Zusammenarbeit mit dem Rotary Club München-Schwabing griff die Katholische Akademie am 6. November 2014 noch einmal das Thema Erster Weltkrieg auf. Ursachen und Verlauf dieses gewaltigen und das gesamte 20. Jahrhundert mitbestimmenden Konflikts schilderte dabei General a. D. Klaus Naumann. Der ehemalige Chef des Nato-Militärausschusses und zuvor Generalinspekteur

der Bundeswehr zeichnete dabei den genauen Verlauf des Krieges von 1914 bis 1918 nach. Besonders stellte er heraus, dass mannigfaltige Chancen für einen Friedensschluss nicht genutzt worden seien. Parallelen zu heutigen Konflikten – wie der Ukraine-Krise – wollte Klaus Naumann im Gegensatz zu vielen anderen Analysten allerdings nicht sehen.



General a. D. Klaus Naumann sprach vor Mitgliedern und Gästen des Rotary Clubs München-Schwabing.

Ursachen und Verlauf des Krieges

Klaus Naumann

Ich möchte heute das Ereignis in Erinnerung rufen, das Europa und die bis dahin eurozentrische Welt nachhaltig veränderte, dessen Folgen erst der II. Weltkrieg und dann der Kalte Krieg waren und an dessen Ende unerwartet ein Ergebnis stand, das niemand gewollt hatte: Das Ende der zwei Jahrtausende lang von Europa dominierten Weltordnung. Wir wollen Ursachen, Verlauf und Folgen des I. Weltkrieges darstellen, der von manchen die Ur-Katastrophe des 20. Jahrhunderts genannt wird.

Ich werde in meinem Teil, den ich mit „Der Weg in den Krieg und dessen Verlauf“ überschrieben habe, so vorgehen, dass ich zunächst das Europa des Jahres 1914 in Ihre Erinnerung rufe, dann die Ereignisse schildere, die zum Kriegsbeginn am 1.9.1914 führten und dann komprimiert das Geschehen der Jahre 1914 bis 1918 darstellen werde. Seien Sie unbesorgt, ich werde keine Schlachtengemälde malen und werde auch nicht Clausewitz zitieren.

Ich denke nicht, dass im Sommer 1914 Schlafwandler in den Krieg taumelten, ich glaube auch nicht, dass Deutschland den Krieg führte, um nach der Weltmacht zu greifen und denke auch nicht, dass Deutschland die alleinige Kriegsschuld trifft. Vor allem aber bin ich sicher, dass sich „1914“ hundert Jahre später in diesem unruhigen Jahr 2014, in dem in Europa wieder Krieggeführt wird, nicht wiederholen könnte.

I. Die Welt des Jahres 1914

Die Welt des Jahres 1914 wurde von den Großmächten Europas dominiert. Europas größter Staat war Österreich-Ungarn, ein Vielvölkerstaat, der Österreicher, Ungarn, Tschechen, Slowaken, Ukrainer, Serben, Kroaten, Slowenen, Rumänen und Italiener zu seinen Bürgern zählte. Italien, entstanden 1861,

war nach Deutschland der zweitjüngste Nationalstaat, dessen heutige Hauptstadt Rom bei Staatsgründung von den Franzosen besetzt war und erst 1870 im Windschatten des deutsch/französischen Krieges erobert wurde.

Polen war als Staat von den Landkarten Europas verschwunden. Es war 1795 bei der dritten polnischen Teilung unter Preußen, Österreich-Ungarn und Russland aufgeteilt worden. Russland umfasste seit dem Wiener Kongress von 1815 nicht nur Kongresspolen, sondern auch weite Teile der heutigen Ukraine, die baltischen Staaten und das zum Teil autonome Finnland. Spanien hatte erst 1876 nach Jahrzehnten voller Unruhen Stabilität gefunden. Es hatte allerdings fast sein gesamtes riesiges Kolonialreich verloren, davon einiges nach Kriegen mit den USA.

Großbritannien besaß noch Irland und sein gewaltiges, weltumspannendes Kolonialreich. Frankreich war ebenso wie Belgien und die Niederlande Kolonialmacht, hatte sich aber mit dem Verlust von Elsass-Lothringen 1871 nie abgefunden. Außerdem war das seit 1830 zwar kontinuierlich schwächer gewordene Osmanische Reich noch immer eine europäische Macht, dessen Kontrolle der Ausgänge aus dem Schwarzen Meer für Russland ein ständiges Ärgernis war.

Dieses Europa der Nationalstaaten erlebt nach dem deutsch-französischen Krieg von 1871 eine in jeder Hinsicht glückliche Entwicklung. Nahezu alle Staaten erlebten beachtliches wirtschaftliches Wachstum, getrieben von rasantem technischer Innovation und weltumspannendem Handel. Es war eine Blütezeit, wie sie Europa noch nie erlebt hatte. Sie erzeugte ein ungemein reiches geistiges, kulturelles und künstlerisches Leben und es gab eine Freizügigkeit, wie sie Europa erst wieder gegen Ende

des 20. Jahrhunderts erleben sollte. Europa war das Zentrum allen Fortschritts, es war ein Kontinent im Glück, das sich allerdings einzutrüben begann, als das Gedankengut des Imperialismus sich auszubreiten begann.

II. Der Weg in den Krieg

Ab 1880 begann mit dem „Scramble for Africa“ der Kampf um überseeische Kolonien und damit das Zeitalter des Imperialismus. Alle europäischen Großmächte gingen auf Eroberungen aus und führten dazu Kriege, Österreich-Ungarn ausgenommen. Zugleich vollzog sich in den Industriegesellschaften ein Bruch mit den bis dahin vorherrschenden nationalstaatlichen Vorstellungen und mit den bis dahin dominanten liberalen Traditionen. Aus den Annexionsgelüsten erwuchs Neid, und dieser wurde zur Triebfeder eines aggressiven Nationalismus. In Deutschland machte sich das Denken breit, die Nachbarn neideten Deutschland seine Erfolge und wollten die Deutschen um den dem Reich zustehenden Teil des Kolonialkuchens betrügen. Zudem fühlte sich Deutschland zunehmend von Feinden umzingelt: Da war im Osten das seit Jahrhunderten expandierende Russland, im Westen das nach Revanche für 1871 strebende Frankreich und auf den Weltmeeren und den Handelswegen die Welt- und Seemacht Großbritannien. Aber auch Deutschland trug zu den Spannungen bei, denn seine Außenpolitik folgte nicht mehr der ausgleichenden Linie Bismarcks, sondern zeigte sich unter Kaiser Wilhelm II. recht selbstbewusst, gelegentlich sogar schroff und brüskierend. Deutlichsten Ausdruck fand diese Haltung in den Marokko-Krisen der Jahre 1905 und besonders 1911 mit dem Panthersprung nach Agadir. In beiden Krisen stand man an der

Schwelle zum Großen Krieg, wie auch 1908 als Österreich-Ungarn Bosnien-Herzegowina annektierte. Als dann Italien im Windschatten der deutsch-französischen Marokko-Krise dem kranken Mann am Bosphorus, dem Osmanischen Reich, im Handstreich Libyen entriß, verstanden dies die nach Unabhängigkeit strebenden Balkanstaaten als Signal.

Sie gründeten die Balkanliga (Bulgarien/Griechenland/Montenegro/Serbien) und begannen im Oktober 1912 Krieg mit der Türkei, unterstützt von Russland, das sich als Schutzpatron gab, weil es die Zerschlagung des Osmanischen Reiches anstrebte, um endlich die Kontrolle über die Ausgänge aus dem Schwarzen Meer zu erlangen. Der Balkankrieg wurde mit dem Londoner Vertrag vom Mai 1913 beendet. Die Türkei musste die Balkanstaaten in die Unabhängigkeit entlassen, behielt allerdings, unterstützt von London und Berlin, zum Ärger Moskaus, die Kontrolle über die Meerengen. Auch Serbien war enttäuscht, denn sein Traum vom eigenen Zugang zum Meer wurde durch die Gründung des Staates Albanien zunichte gemacht. Doch der Friede hielt nur einen Monat; dann begann der 2. Balkankrieg zwischen Bulgarien und Serbien unterstützt von Griechenland, in den sich sofort die Türkei und Rumänien einmischten. Den Großmächten gelang es, den Krieg schon im August mit dem Bukarester Frieden zu beenden. Bulgarien verlor einen großen Teil seiner Eroberungen, Rumänien konnte sich bis zum Schwarzen Meer ausdehnen, Mazedonien wurde zwischen Serbien und Griechenland aufgeteilt, die Türkei erhielt den Landzipfel um Edirne, das heutige türkische Thrazien und Albanien blieben bestehen.

Die Balkankriege waren für die Großmächte, die in diesen Kriegen die Waffenlieferanten gewesen waren, das

Signal zur Aufrüstung. Sie fürchteten neue Kriege und nahmen an, sie würden in die balkanischen Sümpfe hineingezogen werden. Österreich-Ungarn sah mit großer Sorge den Machtzuwachs Serbiens und den zunehmenden Einfluss Russlands auf dem Balkan. Wien wollte beides nicht hinnehmen, wusste aber, dass es dazu Deutschland als Verbündeten brauchte. Deutschland seinerseits brauchte Österreich, das sein letzter Verbündeter war, da Italien sich ab 1905 erkennbar aus dem Dreibund zurückzog. Das Reich fühlte sich eingekreist, denn Russland und Frankreich hatten sich 1894 in einem Bündnis mit Militärkonvention zusammengetan und Frankreich und England hatten 1904 die sogenannte „Entente Cordiale“ abgeschlossen. Zudem hatten England und Russland 1907 eine Vereinbarung zur Abgrenzung ihrer Interessen im Nahen Osten abgeschlossen. In dieser Lage sah das Deutsche Reich es als zwingend an, alles in seiner Macht stehende zu tun, um die Doppelmonarchie zu stützen.

Dies ist der Hintergrund, vor dem das Ereignis zu verstehen ist, das zum auslösenden Funken des I. Weltkrieges wurde, das Attentat von Sarajewo am 28. Juni 1914, dem der österreichische Thronfolger und seine Frau zum Opfer fielen. Es gab zu dieser Zeit ein hohes Maß an Kriegsbereitschaft, die aus den Entwicklungen seit Gründung des Deutschen Reiches 1871 entstanden war: Nationalismus und Imperialismus, die Zerfalltendenzen in den Vielvölkerstaaten Österreich-Ungarn und dem Osmanischen Reich, die Furcht vor einem Machtgewinn des expansiven Zarenreichs und der Neid auf den wirtschaftlichen Erfolg des Deutschen Reiches. Dieses Gemisch wurde explosiv durch die Balkankriege und die darauf folgende Aufrüstung der Großmächte. Ich meine deshalb, Sarajewo war nicht der Beginn des kurzen Weges zum Krieg, sondern es war der auslösende Funke am Ende eines langen Weges in den Krieg. Sicher scheint mir zu sein, dass Berlin wegen Serbien keinen Krieg wollte und hoffte, dass der Zar angesichts der inneren Unsicherheit in Russland einen Königsmörder nicht decken würde. Andererseits war Österreich-Ungarn eben der letzte echte Verbündete des Deutschen Reiches, denn mit Italiens Bündnistreue rechneten weder Wien noch Berlin. Vermutlich war das der ausschlaggebende Grund für den Blankoscheck, den Berlin Wien für eine Strafaktion gegenüber Serbien gab, als der österreichische Gesandte Graf Hoyos am 5./6. Juli 1914 im Auftrag seines Kaisers um die Rückendeckung durch Deutschland bat. Die Hoffnung, dass Russland nicht eingreifen würde, war dabei der in Berlin vorherrschende Gedanke, obwohl in allen Hauptstädten der Großmächte durchaus auf die Gefahr hingewiesen wurde, dass der Krieg zum Weltkrieg werden könnte.

Ich erspare es Ihnen, im Detail zu schildern, was von da an bis zum Kriegsbeginn am 1. August geschah, Sie haben im Laufe dieses Jahres dazu vieles lesen können. Mit den Augen von heute und mit Kenntnis von Abläufen in Krisen betrachtet, stellen sich noch immer viele Fragen nach dem Verhalten der entscheidenden Akteure und ihren Zielen. Heute würde kein Botschafter auch nur annähernd den Einfluss haben, den sie 1914 hatten, auch die Eigenständigkeit von Ministern gibt es nicht mehr, das 1914 durchaus ausschlaggebende Gewicht des Militärs tendiert im heutigen Krisenmanagement gegen Null und eine Alleinentscheidung der Staatsoberhäupter gibt es in unserer westlichen Welt auch nicht mehr. Ein Weg in den Krieg wie 1914 ist heute nicht mehr vorstellbar. Das gilt auch für

den Umstand, der zwar nicht der einzige, aber letztlich der ausschlaggebende für den Kriegseintritt Großbritanniens war: Die Verletzung der von Deutschland und England garantierten Neutralität Belgiens durch Deutschland, weil ohne sie der deutsche Angriffsplan gegen Frankreich, der Schlieffenplan, nicht durchzuführen war. Ein militärtechnokratisches Argument würde heute nicht mehr ausreichen, eine politische Entscheidung für einen Krieg unter Bruch einer gegebenen Garantie herbeizuführen.

Am 1. August 1914 wurde abends auf dem Schlossplatz in Berlin die Generalmobilmachung verkündet. Die Hunderttausenden, die auf diese Nachricht gewartet hatten, antworteten mit Jubel und stimmten den Choral von Leuthen an: „Nun danket alle Gott“. Dies jedoch als Ausdruck allgemeiner Kriegsbegeisterung zu sehen, ist sicher eine Fehlinterpretation.

III. Das Kriegsjahr 1914

Der Plan des deutschen Generalstabs sah den schnellen Vorstoß durch Belgien bei gleichzeitiger Abwehr französischer Angriffe entlang der deutschen Westgrenze vor und dann das Eindrehen des rechten Flügels auf Paris. Im Osten sollten russische Angriffe an der Ostgrenze abgewehrt werden, bis nach einem Sieg im Westen Kräfte verfügbar würden, um Russland zu besiegen.

Der deutsche Aufmarsch verlief planmäßig, eine unglaubliche Leistung des Generalstabs. Am 2. August wurde Luxemburg besetzt und am 4. August begann der Angriff auf Belgien. Die Belgier leisteten unerwartet harten Widerstand, den die Deutschen mit großer Brutalität zu brechen suchten. Die noch immer lebendige Erinnerung daran konnte ich noch 1981 spüren, als ich als deutscher Oberst in Belgien diente. Erst am 23. August 1914 begann das Eindrehen der deutschen Angriffskräfte und damit der dann vier Jahre dauernde Krieg auf Frankreichs und Belgiens Boden. Anfang September war fast ganz Nordfrankreich von Deutschland besetzt. Die deutschen Angriffsspitzen standen an der Marne, etwas mehr als 50 Kilometer von Paris entfernt. Die Franzosen hatten sich durch Rückzug vor ihrer Vernichtung gerettet und auch das Britische Expeditionskorps entkam der Einkesselung, und so konnte das strategische Ziel des Deutschen Reiches, die schnelle Kapitulation Frankreichs, nicht erreicht werden.

Die drei aus Belgien Richtung Paris angreifenden deutschen Armeen standen mit ihrem rechten Flügel knapp 50 km vor Paris, aber zwischen der ganz rechts eingesetzten 1. Armee und der in der Mitte angreifenden 2. Armee entstand eine Lücke, in die das britische Expeditionskorps einzudringen schien. Die Aufklärung auf deutscher Seite war lückenhaft, die Koordination zwischen den deutschen Armeen war ebenso mangelhaft wie die Fernmeldeverbindungen und der Generalstabschef war in Luxemburg viel zu weit zurück, um in dieser Lage führen zu können.

Statt selbst ein Bild der Lage zu gewinnen, entsendet von Moltke den berühmten Oberstleutnant Hentsch und stattet ihn mit ungewöhnlich weitreichenden Befugnissen aus. Der lässt sich von der pessimistischen Lagebeurteilung des Oberbefehlshabers der 2. Armee beeinflussen und gibt am 9. September 1914 den Befehl, den rechten Flügel zurückzunehmen. Damit kommt die Offensive zum Stehen. Der Schlieffenplan, für den das Deutsche Reich mit dem Kriegseintritt Großbritanniens und wegen des brutalen Vorgehens in Belgien mit dem Verlust aller Sympathien in Europa einen immensen politischen Preis

gezahlt hatte, war gescheitert. Die erneuten Versuche, bis zum Ende des Jahres angriffsweise vorzugehen und die Kanalküste zu erreichen, genannt das Wettrennen zum Meer, blieben erfolglos.

Nach der 1. Flandernschlacht bei Ypern wurde aus dem Bewegungskrieg im Westen der unermessliche Grabenkrieg der nächsten vier Jahre, der wegen der gewaltigen Verluste bei Deutschen, Engländern und Franzosen regelrecht in das Gedächtnis der Völker eingegraben ist und über dem vergessen wurde, dass im Gegensatz dazu im Osten vier Jahre lang ein Bewegungskrieg geführt wurde.

Dort war das Deutsche Reich so erfolgreich, dass der Gedanke, nach dem Scheitern im Westen 1914 eine Verhandlungslösung zu suchen, in Berlin gar nicht aufkam. Für diese Erfolge stehen in erster Linie die Namen Tannenberg, Hindenburg und Ludendorff für einen glänzenden Sieg über die russische Armee. Doch der Bündnispartner Österreich-Ungarn konnte nicht militärisch und scheiterte militärisch auf der ganzen Linie. In Wien wusste man zwar, dass es im Kampf gegen Russland um die Existenz der Donaumonarchie ging, dennoch unterblieb die klare Schwerpunktbildung. Man entschied sich zuerst Serbien niederzuringen, doch das wurde keineswegs der erwartete Spaziergang. Ende 1914 musste sich die Donaumonarchie nach beträchtlichen Verlusten sogar zurückziehen.

Damit fehlten die Kräfte, die man zur Nutzung der Anfangserfolge in Galizien für den Sieg gegen Russland gebraucht hätte. Unter schweren Verlusten musste Österreich-Ungarn gegen Ende des Jahres Galizien bis auf die Festung Premysl räumen. Die Doppelmonarchie war somit bereits Ende 1914 militärisch am Ende und war nur mit deutscher Unterstützung über Wasser zu halten. Die Bilanz war verheerend: 190.000 Gefallene, 490.000 Verwundete und 280.000 Gefangene oder Vermisste. Auch der mit stattlicher deutscher Unterstützung erkämpfte Sieg in der Schlacht von Lodz Ende 1914 konnte diese Bilanz nicht mehr ändern: Die österreichisch-ungarische Armee hatte aufgehört zu existieren und war zu einer Miliztruppe geschrumpft.

Am Jahresende 1914 stand das Deutsche Reich somit nahezu allein der Entente gegenüber. Die Hoffnungen der Augusttage, Weihnachten siegreich daheim zu sein, waren geplatzt und zudem war der Krieg in den Kolonien nahezu überall bereits verloren.

IV. Kriegsjahr 1915

Zu Jahresbeginn war der Krieg regelrecht festgefahren. Im Westen gab es eine durchgehende Front von fast 800 Kilometern Länge vom Ärmelkanal bis zu den Vogesen und im Osten von Ostpreußen, das zum Teil noch von den Russen besetzt war, bis zu den Karpaten. Keine der kriegführenden Parteien hatte ihre Ziele erreicht, aber die Verluste waren gigantisch: Die Russen hatten von den ursprünglich 3,5 Millionen Soldaten schon 1,5 Millionen verloren, Österreich-Ungarn von seinen 1,8 Millionen bei Kriegsbeginn fast 1 Million, die Briten hatten 86.000 Mann ihres 110.000 Mann starken Expeditionskorps verloren und die Deutschen hatten Verluste in Höhe von 800.000 Mann, die Franzosen sogar noch mehr. Doch nicht nur die Verluste zählten, die Truppe war am Ende ihrer Kräfte. Wer überlebt hatte, war regelrecht ausgeleert, Versorgungsschwierigkeiten auf Seiten der Mittelmächte kamen hinzu. Der Chef der Heeresleitung, von Falkenhayn, schlug dem Reichskanzler vor, den Krieg zu beenden, da er nicht zu gewinnen sei, doch der Kanzler lehnte

das ab. Es wäre die Stunde der Diplomatie gewesen, dann wäre 1914 zwar ein furchtbarer Einschnitt, aber nicht die große Katastrophe gewesen. Allen Seiten war klar, dass man an einem Wendepunkt stand, aber man entschied sich weiterhin dafür, den militärischen Sieg zu suchen.

In Deutschland gestand man sich ein, dass die strategische Zielsetzung, Frankreich zu besiegen, um aus dem Zweifrontenkrieg, einen Krieg nur an einer Front zu machen, nicht mehr zu erreichen sei. Man drehte nun den Schlieffenplan praktisch um und suchte Russland durch Niederlage im Osten aus der Entente herauszubrechen. Doch die Schwerpunktverlagerung wurde nicht konsequent zu Ende gebracht, vor allem war Österreich-Ungarn nicht mehr in der Lage, seinen Beitrag dazu zu leisten. Es brauchte Verstärkung durch deutsche Truppen, die aber damit an der Westfront fehlten. Es wurden zwar im Osten in der Winterschlacht in den Mauren und dann in der Durchbruchschlacht von Gorlice und Tarnow zwischen Weichsel und Karpaten im Mai und Juni 1915 glänzende Siege errungen, aber sie genügten nicht, um Russland zum Frieden zu zwingen. Als der deutsche Vormarsch im September 1915 zum Stehen kam, waren 750.000 russische Soldaten Kriegsgefangene geworden, mehrere Hunderttausende waren gefallen, und es waren gewaltige Mengen an Material und Munition erbeutet worden. Die Offensive 1915 im Osten war der größte deutsche Erfolg im gesamten Krieg. Ende 1915 standen die Truppen der Mittelmächte in einer Linie von Riga im Norden bis zur bulgarischen Grenze im Süden. Da Bulgarien auf der Seite der Mittelmächte in den Krieg eingetreten war, Serbien im Herbst besiegt wurde, die Türken unter deutscher Führung einen britischen Angriff bei Gallipoli erfolgreich abgewehrt hatten und auch in Mesopotamien die Briten von den von Deutschen geführten Türken besiegt worden waren, endete das Jahr 1915 trotz des Kriegseintritts Italiens im Mai auf Seite der Entente und trotz der erstarrten Front im Westen, an der die Briten und Franzosen immer wieder in der Champagne wie in Flandern erfolglos angriffen und trotz enormer Verluste nur minimale Geländegewinne erzielten, als das erfolgreichste Jahr der Mittelmächte im I. Weltkrieg.

In die Annalen der Weltgeschichte ging das Kriegsjahr 1915 aber wegen anderer Ereignisse ein: Es war das Jahr, in dem die Vertreibung und Ermordung der Armenier begann, es war das Jahr, in dem moderne Technik den Krieg über die Kriegsfrenten in das Hinterland der Kriegsparteien durch die Bombardierung Londons aus Zeppelin und durch den U-Bootkrieg gegen die Handelsschiffe auch neutraler Staaten trug und es war vor allem das Jahr, in dem zum ersten Male tödliches Giftgas in der 2. Flandernschlacht bei Ypern am 22. April 1915 eingesetzt wurde. Die Deutschen waren zwar nicht die Ersten, die Gas nutzten, das hatten die Franzosen im Herbst 1914 mit Reizgasen getan, aber sie waren die Ersten, die tödlich wirkendes Gas einsetzten. Sie hatten zwar nicht genügend Truppen, um die panische Flucht zweier vom Gasangriff getroffener französischer Divisionen zum Durchbruch auszunutzen, aber sie hatten durch die eindeutige Verletzung der Haager Landkriegsordnung eine bis dahin bestehende Hemmschwelle überschritten. Das Jahr 1915 ging deshalb trotz beachtlicher Erfolge der Mittelmächte zu Ende, wie es begonnen hatte: Der Versuch, die Entente aufzubrechen, scheiterte erneut, diesmal im Osten, weil der Zar zwar seine Niederlage sah, aber sein Wort nicht

brechen wollte. Zugleich aber sahen die Mächte der Entente Anzeichen, dass die Mittelmächte den Krieg nicht endlos durchhalten würden können.

V. Das Kriegsjahr 1916

Als die Mächte der Entente im Dezember 1915 in Chantilly zusammenkommen, um die Pläne für das nächste Kriegsjahr zu besprechen, müssen sie feststellen, dass die numerisch unterlegenen Mittelmächte die Entente an allen Fronten geschlagen hatten: Die Offensiven in Nordfrankreich und in Flandern waren unter gewaltigen Verlusten gescheitert, Serbien war besiegt, Italiens Kriegseintritt hatte keine Wende bewirkt, Russland hatte Rückschlag auf Rückschlag hinnehmen müssen, die Landungsoperation bei Gallipoli war gescheitert und auch im Nahen Osten war nichts erreicht worden. Man beschloss, 1916 eng koordiniert zu handeln und im Nahen Osten keine neuen Kräfte einzusetzen.

So entscheiden sich auch die Mittelmächte: Keine neuen Schritte in Nahost, aber im Gegensatz zur Entente können die Mittelmächte sich nicht auf ein gemeinsames Vorgehen verständigen. Einig waren sie sich nur darin, keine weitere Großoffensive gegen Russland zu unternehmen, aber Österreich-Ungarn bestand auf offensivem Vorgehen in Norditalien, ohne dafür ausreichende Kräfte zu haben. Das aber hinderte die deutsche Seite daran, Kräfte aus dem Osten abzuziehen. Somit konnte General von Falkenhayn nicht, wie geplant, Kräfte an die Westfront verlegen und die Deutschen blieben dort unterlegen, nicht zuletzt, weil England dreißig neue Divisionen nach Frankreich verlegte. Anfang 1916 standen an der Westfront 119 deutsche Divisionen gegen 150 alliierte, die im Gegensatz zu den Deutschen nicht unter Versorgungsmängeln litten.

Von Falkenhayn kam Anfang 1916 deshalb zu drei Schlussfolgerungen:

- Der Krieg wird im Westen entschieden werden.
- England muss durch erneuten uneingeschränkten U-Bootkrieg geschwächt werden.
- Frankreich ist der schwächere Gegner, ihm ist der Wille zur Fortsetzung des Krieges zu nehmen.

Der Kaiser stimmte zu, gab aber auf Einspruch des Reichskanzlers den uneingeschränkten U-Bootkrieg nicht frei, da der Kanzler fürchtete, dass das die USA in den Krieg treiben würde. Somit blieb nur der Weg über Frankreich und deshalb entschied sich von Falkenhayn trotz Unterlegenheit zum Angriff auf die französischen Kräfte mit dem Ziel, ihnen so schwere Verluste zuzufügen, dass sie in einen Frieden einwilligen müssten. Das war das Denken, das hinter dem Angriff auf Verdun stand. Dort, so von Falkenhayn, sollte Frankreich an die „Blutpumpe“, dort sollte es „ausbluten“.

Man wählte Verdun wegen seiner Symbolkraft für Deutsche wie Franzosen. Dort war 843 die fränkische Reichsteilung beschlossen worden, dort hatten die getrennten Wege der letzten 1100 Jahre begonnen. Frankreich würde diesen Ort wegen seiner Symbolkraft niemals aufgeben, so das Kalkül der Deutschen. Verdun bot sich aber auch aus taktisch-operativen Gründen an: Die deutschen Truppen standen im Norden fast im Rücken der von 22 Festungen umringten Stadt an der Maas. Taktisches Ziel der deutschen Angriffe war es, die Franzosen zu zwingen, gegen die Hügelkette nordwestlich Verdun anzurennen, um dort zu verbluten. Ich will nicht auf die Einzelheiten dieses auch hundert Jahre später tief in die Erinnerung beider

Völker eingegrabene menschenverachtende Drama eingehen. Es gibt unzählige Schilderungen der Hölle von Verdun. Die Deutschen griffen am 21. Februar 1916 nach der größten Artillerievorbereitung der Weltgeschichte mit 40 Divisionen die neun bei Verdun eingesetzten französischen Divisionen an: 1200 Geschütze verschossen mehr als eine Million Tonnen Munition. Zudem setzten die Deutschen zwei neue Waffen ein: Flammenwerfer und Gasgranaten. Das Ziel des deutschen Angriffs wurde nicht erreicht, aber 320.000 französische und 280.000 deutsche Soldaten bezahlten bis Ende 1916 diese Perversion strategischen Planens mit ihrem Leben. Ende 1916 standen die Franzosen in etwa wieder da, wo sie im Februar gestanden hatten; von Falkenhayns Plan war gescheitert.

Auch für Österreich-Ungarn war 1916 nicht unbedingt ein Glücksjahr. Man konnte nicht, wie geplant, im März in Norditalien angreifen, sondern erst im Mai. Damit war das Überraschungs-

moment dahin und der Angriff blieb stecken. Zudem bewährte sich nun die Koordination der Entente, denn die Russen griffen im Juni an der Ostfront an. Im Osten standen nördlich der Pripjet-Sümpfe etwa 1,5 Millionen russische Soldaten circa 600.000 überwiegend deutschen Soldaten gegenüber und südlich der Sümpfe kämpften etwa 650.000 Russen an einer fast 500 Kilometer breiten Front gegen knapp 500.000 Soldaten der Doppelmonarchie, denen allerdings die nach Norditalien verlegte schwere Artillerie fehlte. Dort, im Süden, griffen die Russen am 4. Juni 1916 an und erzielten schon am zweiten Tag der Offensive bis zu 75 Kilometer tiefe Einbrüche auf einer Breite von etwa 20 Kilometer. Die österreichischen Kräfte mussten zurückgenommen werden, es mussten Kräfte aus Norditalien abgezogen werden und deutsche Truppen eingesetzt werden. So gelang es im Spätsommer, die russische Offensive zum Stehen zu bringen, denn die russische Führung versäumte es, durch

Konzentration aller Kräfte im Süden der Doppelmonarchie den durchaus möglichen Todesstoß zu versetzen. So gab es auf russischer Seite nur enorme Verluste, aber keinen Sieg und das dürfte zum Ende des Zarenreichs beigetragen haben. Auch der Kriegseintritt Rumäniens im August 1916 änderte daran nichts, im Gegenteil, die Mittelmächte eroberten Rumänien innerhalb von drei Monaten. Sie erbeuteten dabei zwei Millionen Tonnen Getreide und neun Millionen Tonnen Erdöl. Ohne diese Beute hätte Deutschland den nun folgenden Winter 1916/1917 angesichts der immer wirksamer werdenden Seeblockade durch die Briten wohl kaum überstanden.

Doch der Blick auf das Jahr 1916 wäre unvollkommen, würde ich nicht zwei Begriffe erwähnen, die im Gedächtnis der Deutschen wie der Briten tief eingegraben sind: Die Schlacht an der Somme und die Seeschlacht im Skagerak.

Deutsche und britische Historiker sehen die Schlacht an der Somme im



Foto: akg-images

Das Attentat von Sarajewo am 28. Juni 1914 auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand in einer sehr bekannten Darstellung, einer Pressezeichnung des Illustrators Felix

Schwormstädt, die zwei Tage nach dem Mord erschien: Die Konflikte auf dem Balkan waren es, die den Großen Krieg auslösten.

Sommer und Herbst 1916, die Ernst Jünger mit seinem Buch „in Stahlgewittern“ unsterblich gemacht hat, sehr unterschiedlich. Für die Deutschen ist sie eine gewaltige Materialschlacht, die Briten und Franzosen fast den Durchbruch gebracht hätte, während die Briten sie einhellig als Fehlschlag bewerten. Dafür mag ausschlaggebend sein, dass der 1. Juli 1916 zum blutigsten Tag der britischen Militärgeschichte wurde. Von den 100.000 zum Angriff angetretenen Soldaten verloren 20.000 ihr Leben und 40.000 wurden verwundet. Trotz dreifacher Überlegenheit an Soldaten, vierfacher Artillerieüberlegenheit, dem Einsatz von 400 Flugzeugen und dem ersten Einsatz von Kampfpanzern wurden am Ende nur ein Einbruch von 35 Kilometer Breite und 10 Kilometer Tiefe erzielt. Es blieb also bei „Im Westen nichts Neues“, bezahlt mit 630.000 Toten und Verwundeten auf Seiten der Entente und 465.000 auf der deutschen Seite.

Auch die Schlacht im Skagerak, in Deutschland nahezu zum Epos gemacht, blieb ohne nachhaltige Wirkung, ja war nahezu ein strategischer Misserfolg. Die Reichsmarine wollte aus der Nordsee nach Norden vorstoßen und hoffte, die Royal Navy aus ihren Sperrpositionen zwischen Schottland-Inland und Norwegen herauszulocken, zu schlagen und dann Handelskrieg im Nordatlantik führen zu können. Dazu lief die Hochseeflotte mit 99 Überwassereinheiten, auf denen 45.000 Mann eingeschifft waren, am 31. Mai 1916 aus Wilhelmshafen aus. Die Engländer, die den Funkcode der Deutschen geknackt hatten, liefen bereits am Vortag mit insgesamt 149 Einheiten auf denen 60.000 Seeleute führen, aus ihren schottischen Häfen mit dem Ziel aus, den deutschen Vorstoß im Skagerak zu stoppen. Man mag die nur acht Stunden dauernde Schlacht die größte Seeschlacht der Weltgeschichte nennen, man kann sie nach Zahl der versenkten Schiffe (14:11) und der gefallenen Seeleute (6000 zu 2500) sogar als deutschen Sieg bezeichnen, aber strategisch wurde sie zum Erfolg der Engländer, denn die Royal Navy war nicht entscheidend geschwächt und konnte so die Blockade des Deutschen Reichs aufrecht erhalten.

Deutschland hat im gesamten Krieg das strategische Element Kriegsmarine niemals koordiniert als Instrument der Gesamtkriegsführung genutzt, die aufwändige Marine-Rüstung kostete somit nur Geld, brachte aber keinen Nutzen und zwang die Seekriegsleitung, allein auf die U-Boote zu setzen.

Am Ende des Kriegsjahres 1916, das politisch mit der Berufung des Duos Hindenburg/Ludendorff Deutschland nahezu zur Militärdiktatur gemacht hatte und das in Österreich nach dem Tod des Kaisers Franz-Joseph eine neue Mannschaft am Ruder sah, war vielen der Verantwortlichen in Berlin und Wien klar, dass der Krieg militärisch nicht zu gewinnen war.

VI. Das Kriegsjahr 1917

Das Kriegsjahr 1917, von manchen Historikern „Wendehjahr der Weltpolitik“ genannt, weil es den Kriegseintritt der USA und in dessen Folge ihren Aufstieg zur Weltmacht und auch den Beginn des Aufstiegs der späteren Sowjetunion zur mittlerweile verblichenen Weltmacht brachte, begann für die Deutschen als Steckrübenwinter. Die Versorgung mit den ohnehin schon rationierten Lebensmitteln und mit Heizmaterial brach als Folge einer Missernte und der Überlastung der Eisenbahn durch Militärtransporte zumindest in den Städten zusammen, und Importe waren wegen der immer wirksamer werdenden Seeblockade kaum noch möglich. Die Steckrübe wurde so zum Kartoffelersatz als Brei,

Suppe und Brotaufstrich. Für das Reich wurde der Krieg nun zum Wirtschaftskrieg: Es musste im Osten noch mehr Land gewonnen werden, dazu mussten Kräfte von der Westfront abgezogen werden und somit konnte militärisch der Krieg im Westen nicht mehr gewonnen werden.

Politisch kennzeichnen drei Entscheidungen das Jahr 1917:

- Die deutsche Entscheidung vom 17. Februar 1917 zum uneingeschränkten U-Bootkrieg, erzwungen vom Führungsgespann Hindenburg/Ludendorff gegen den Widerstand des Reichskanzlers, der deshalb zurücktrat.
- Der Kriegseintritt der USA am 6. April 1917, nicht allein wegen des U-Bootkrieges, aber sicher dadurch beschleunigt.
- Die deutsche Entscheidung, Lenin im Frühjahr sozusagen als Bazillus aus der Schweiz in das seit Februar von Revolutionen geschüttelte Russland zu bringen, in der Hoffnung dort die Regierung durch eine Revolution zu stürzen, um so einen Separatfrieden zu erreichen.

Das militärische Geschehen verblasst dagegen. Zwar gab es mit der Ausweitung des Luftkrieges durch den Einsatz von Fernbomben und durch den ersten Großeinsatz von Kampfpanzern im November 1917 bei Cambrai technische Neuerungen, die die Kriegsführung im Rest des Jahrhunderts bestimmen sollten, aber kriegsentscheidende Schlachten gab es im Westen nicht.

Die 12. Isonzoschlacht mit dem Durchbruch bei Caporetto, in der die Italiener 650.000 Mann verloren, hätte zum Sieg über Italien führen können, doch den Mittelmächten fehlten die Kräfte, um aus dem Durchbruch die Vernichtung des italienischen Heeres zu machen. Die britischen Angriffe bei Ypern, 3. Flandernschlacht genannt, erreichten ihr Ziel, die Einnahme der deutschen U-Bootbasen in Zeebrugge und Ostende, nicht. Wenige Kilometer Geländegewinn wurden mit dem Verlust von 250.000 deutschen und über 330.000 britischen Soldaten bezahlt.

Die von den Franzosen am Südende der Westfront geführten Angriffe scheiterten nicht zuletzt an der geänderten deutschen Taktik, nicht mehr linear in Grabensystemen zu verteidigen, sondern in der Tiefe des Raums zu kämpfen.

Die französischen Verluste waren so dramatisch, dass sie in 54 Divisionen, also der Hälfte des Heeres, Meutereien auslösten. Die Folge waren über 3000 Strafverfahren, in denen 530 Todesurteile gefällt wurden. Es kam zu einer mehr als fragwürdigen Übereinkunft: Es wurde nur noch angegriffen, wenn die Soldaten zustimmten. Es war ein totaler Zusammenbruch der Disziplin im französischen Heer. Das war der deutschen Seite durchaus bekannt, doch es fehlten die Kräfte, diese Lage durch Angriff zu nutzen.

Ende 1917 war endgültig klar, dass das Reich den Krieg trotz des im Dezember erreichten Waffenstillstandes im Osten nicht mehr gewinnen konnte. Es war moralisch und wirtschaftlich am Ende. Im Inneren zerbrach unter dem Druck des diktatorischen Handelns Ludendorffs die politische Einmütigkeit und nach Außen machte der Kriegseintritt der USA die britische Blockade nun vollends wirksam, denn nun konnten die Neutralen, wie die Niederlande und Schweden, die ebenso wie die USA gut daran verdient hatten, Deutschland unter Umgehung der Blockade zu beliefern, dem Druck nicht mehr standhalten und beendeten ihre Lieferungen. Ende 1917 schufen Mangel auf der ganzen Linie, die immensen Verluste an der

Front, die zunehmende Gewissheit den Krieg zu verlieren, die wachsende Verschuldung des Staates, aus der letztlich der moderne Steuerstaat entstand, und das Zerbrechen des politischen Einvernehmens den Nährboden, auf dem dann die Revolution von 1918 gedeihen sollte. Auch in Frankreich und in England griff Ermattung um sich und die Engländer wären unter dem Eindruck der riesigen Verluste in Flandern sogar zu Verhandlungen bereit gewesen, doch dann schuf das sich abzeichnende Eingreifen der USA in Europa neuen Durchhaltewillen.

VII. Das Kriegsjahr 1918

Das Jahr 1918 begann mit dem Vierzehn Punkte Programm des Präsidenten Wilson für einen Frieden ohne Sieg vom 8. Januar 1918. Es war ein Entwurf für eine Ordnung nach dem Krieg und es war natürlich auch der vielleicht entscheidende Schritt, die Amerikaner zu überzeugen, dass sie im fernen Europa kämpfen müssten. Der Plan enthält durchaus Missionarisches, Kritiker hielten Wilson sogar vor, er wolle einen Kreuzzug führen, aber er scheiterte, weil die Mittelmächte nicht darauf eingingen.

Sie sahen sich immer noch in einer relativ günstigen Lage. Sie hatten Faustpfeiler: Große Teile Nordfrankreichs und ganz Belgien waren in deutscher Hand und im Osten führte Trotzki's Spiel auf Zeit bei den Verhandlungen in Brest-Litowsk im Februar 1918 zum letzten großen Geländegewinn der Mittelmächte. Am 3. März 1918, dem Tag des Friedens von Brest-Litowsk, standen die Mittelmächte an einer Frontlinie, die von den Ostgrenzen Estlands und Weißrusslands bis zur Ostgrenze der Ukraine reichte.

Hindenburg und Ludendorff zogen daraus die Schlussfolgerung, nun im Westen alles auf eine Karte setzen zu können und dort die Entscheidungsschlacht zu suchen, bevor die USA namhafte Kräfte in Europa einsetzen könnten. Die Bedenken der Politiker und des Kaisers zerstreuten die Militärs mit dem großmäuligen Versprechen der Marine, sie werde mit U-Booten die amerikanischen Truppentransporte unterbinden. So traten im März 1918 insgesamt fast 900.000 taktisch glänzend vorbereitete deutsche Soldaten zur letzten deutschen Großoffensive, der Michaels-Offensive, in Flandern an. Der Anfangserfolg war gewaltig. Binnen zweier Tage schlugen die Deutschen eine bis zu 80 Kilometer breite und 20 Kilometer tiefe Bresche in die britische Front und rieben eine britische Armee nahezu auf. Doch den Deutschen fehlten die Kräfte, den Angriff zu nähren und auch die Beweglichkeit, in dem von der Somme Offensive des Jahres 1916 verwüsteten Gelände rasch voranzukommen. Das Ziel, die Linien der Entente zu durchbrechen, wurde nicht erreicht, der Angriff musste am 5. April 1918 eingestellt werden, 90 Kilometer von Paris entfernt.

In den Wochen und Monaten danach wirkte sich dann der Kriegseintritt der USA entscheidend aus. Die deutschen Truppen wurden immer weiter zurück gedrängt und auch auf dem Balkan erzielten die Alliierten Erfolg nach Erfolg. Als dann die Kräfte der Entente und der USA im Zuge ihrer Hunderttageoffensive im Herbst die so genannte Siegfriedlinie durchbrachen, war endgültig klar, dass das Vabanquespiel der Michaels-offensive zur Niederlage im Westen geführt hatte.

Der Krieg, der auf dem Balkan begonnen hatte, wurde im Westen entschieden. Am 11. November 1918 wurde in der Lichtung von Compiègne der Waffenstillstand unterzeichnet. Es folgten

die Friedensverhandlungen und dann der Friedensvertrag von Versailles. Dessen Bedingungen und seine Folgen sind Ihnen in groben Zügen bekannt, möglicherweise aber nicht die bis heute nachwirkenden Folgen des I. Weltkrieges, die Professor Wirsching nach der Pause darstellen wird.

VIII. Zusammenfassung

Der Erste Weltkrieg ist weit stärker als der Zweite Weltkrieg in der Erinnerung der Völker Westeuropas geblieben, anders als bei uns, wo der Zweite Weltkrieg als die verheerende Katastrophe des vergangenen Jahrhunderts im Gedächtnis ist. Ein Grund dafür sind sicher die verheerenden Verluste der Westeuropäer im I. Weltkrieg. Der Erste Weltkrieg forderte fast zehn Millionen Todesopfer und etwa 20 Millionen Verwundete unter den Soldaten. Die Anzahl der zivilen Opfer wird auf weitere sieben Millionen geschätzt. Ein zweiter Grund ist wohl die Schneise der Zerstörung, die dieser Krieg in Westeuropa hinterließ, während Deutschland kaum Krieg auf deutschem Boden erlebte.

Der I. Weltkrieg war vermutlich der letzte globale Krieg, in dem Jahr für Jahr ein Frieden ohne Sieg möglich gewesen wäre, im II. Weltkrieg dagegen war von Anfang an klar, dass er nur mit Sieg oder Niederlage enden konnte. Dafür brachte der II. Weltkrieg aber voraussichtlich das Ende der globalen Kriege mit militärischen Mitteln durch die Erfindung und Anwendung der Atomwaffe. Mit ihr bedeutet Krieg völlige Vernichtung, damit ist Krieg nicht mehr führbar und durch sie gibt es auch keinen gerechten Krieg mehr.

Entscheidend aber sind die Folgen dieses Krieges für das gesamte 20. Jahrhundert. Wäre es nicht zum Krieg im August 1914 gekommen, hätte die Welt heute vermutlich ein anderes Gesicht, gewiss aber wäre das 20. Jahrhundert anders verlaufen. George Kennan liegt sicher nicht ganz falsch, wenn er den I. Weltkrieg als die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts bezeichnet.

Dies und anderes mehr werden Sie im zweiten Vortrag dieses Abends hören. Hundert Jahre später, nach den drei Kriegen des 20. Jahrhunderts, dem I. und dem II. Weltkrieg sowie dem Kalten Krieg, können wir in Europa mit Zuversicht sagen, dass ein großer Krieg in Europa sehr unwahrscheinlich, ja fast ausgeschlossen ist; das ist die große Friedensleistung von NATO und EU. Aber die Hoffnungen der letzten 20 Jahre, dass Krieg und Gewalt aus dem Instrumentenkasten der Politik geschwunden seien, ist durch Putins völkerrechtswidrige und gewaltsame Annexion der Krim und durch den schwelenden Konflikt im Osten der Ukraine zur Illusion geworden. Wir müssen uns deshalb durch Stärkung der NATO erneut vor Russland schützen und zugleich damit verhindern, dass Krieg von außen nach Europa getragen wird, aber gleichzeitig von dieser sicheren Basis aus wiederum die Hand zu Dialog und Partnerschaft ausstrecken, um Stabilität mit Russland zu suchen.

Die Römer sagten: *Si vis pacem para bellum*, das war der Weg zum Krieg 1914. Deshalb sagen wir heute: Weil wir Krieg verhindern und Frieden wollen, werden wir alles tun, um uns zu schützen, aber immer gleichzeitig auch den Ausgleich durch Dialog suchen. Das können wir und mit dieser zuversichtlichen Note möchte ich meine Darstellung des I. Weltkrieges beenden. □

Buddhismus und Christentum – Grundpositionen im Diskurs

Was der Himmel für die Christen bedeutet, ist das Nirvana bei den Buddhisten. Und während Buddhisten an die Wiedergeburt glauben, kennen Christen die Vorstellung vom Fegefeuer. Aber lassen sich diese Grundpositionen der beiden großen Weltreligionen so einfach gegenüberstellen, oder tut man der jeweils anderen Seite damit Unrecht? Die Katholische Akademie Bayern will es genauer wissen: Bei der Veranstaltungsreihe „Christentum und Buddhismus im Gespräch“ stellt jeweils ein Vertreter der Religionen einen der Kernbegriffe des Christentums bzw. des Buddhismus vor, die sich aus jeweils ähnlichen menschlichen Grunderfahrungen zu speisen scheinen.

Am 25. November 2014 ging es bei der vierten Veranstaltung der Reihe um das Nirvana in Gegenüberstellung zur christlichen Himmelsvorstellung. Professor Michael von Brück von der Universität München trug die buddhistische Perspektive vor, Professor Thomas Marschler von der Universität Augsburg referierte die entsprechende christliche Position. Zum Abschluss der Dokumentation der ersten vier Abende der Reihe, die im Jahr 2014 stattfanden, dokumentieren wir auch noch das Referat von Dr. Peter Gäng, der den buddhistischen Kernbegriff des Weltenkreislaufs erklärt.

Nirvana

Michael von Brück

I. Vom Verwehen des Ich: Nirvana

Nirvana heißt wörtlich „verwehen“ oder „auslöschen“. Auslöschen der Existenz, der Begierde nach Sein in dem Sinne, dass Sein die Selbstbehauptung sich voneinander abkapselnder Identitäten darstellt, die miteinander in kontrastive Wechselwirkung treten. Der Buddhismus spricht aber diesen Entitäten Eigenexistenz ab: Alles existiert nur, indem es in Wechselwirkung mit anderem ist. Nur aus dieser wechselseitigen Abhängigkeit entsteht das, was wir Existenz nennen.

Wer dies erkennt, überwindet den Ich-Wahn, die Einbildung einer unabhängigen Existenz. Weil aus dem Ich-Wahn einerseits die Begierde nach Dasein entsteht, um nämlich die Illusion zu nähren und aufrechtzuerhalten, und andererseits Hass, wenn eben diese Begierde frustriert wird, verschwinden mit der Erkenntnis der Nichtigkeit des Ich auch diese beiden anderen leidverursachenden Emotionen. Das Verwehen dieses Ich ist Nirvana, eine Ebene von Intensität des Bewusstseinsstromes, die das gewöhnliche Bewusstsein transzendiert.

Natürlich haben unterschiedliche buddhistische Traditionen diese Vorstellung substantialisiert in dem Sinne, dass nun Nirvana als ein Bereich jenseits von Raum und Zeit in einer beinahe ontologischen Kategorienbildung entstanden werden konnte. Das umso mehr, wo es nicht um hochabstrakte Philosophie, sondern um religiöse Praxis der Laien geht. Aber auch in den volkreiligen Vorstellungen ist die Erinnerung wach geblieben, dass das



Prof. Dr. Michael von Brück, Professor für Religionswissenschaft an der Universität München

Nirvana nicht als ein „jenseitiger Ort“ begriffen werden darf. Dagegen steht die Reihe der westlichen Verstehensversuche und Missverständnisse von Nirvana. Dies hängt vor allem damit zusammen, dass der Buddhismus im Wesentlichen keine metaphysische Perspektive einnimmt, sondern „psychologisch“ argumentiert: Es geht ihm um die Beschreibung von Bewusstseinszuständen und die Aufstellung einer Taxonomie derselben.

Dem Buddha werden allerdings Worte in den Mund gelegt, die signalisieren, dass es etwas Ungeborenes, Nicht-Gewordenes, Nicht-Gemachtes, Unbedingtes und Todloses gebe. Was ist das?

Der südindische Philosoph Nagarjuna führt mittels seiner berühmten vierfachen Negations-Logik jede substantialistische Position mit logischen Argumenten ad absurdum: Jede Aussage kann vierfach gefasst werden (es ist; es ist nicht; es ist und ist nicht; weder ist es noch ist es nicht) und wird damit widersprüchlich. Er demonstriert dies z. B. an allen Unterscheidungen wie natürlich-übernatürlich, normal-übernormal, zeitlich-überzeitlich, Transzendenz-Immanenz und weist damit die Unmöglichkeit irgendeiner positiven Anschauung nach, die mehr wäre als konventionelle Redeweise.

Das heißt auch, dass seine eigene Anschauung keine Position ist, sondern eben die Erkenntnis, dass jede Position keine letztgültige Erkenntnis liefert. Die Wirklichkeit kann nicht in Sprache erfasst werden, weil Sprache ihre eigenen Kategorien projiziert und damit stets Wirklichkeit konstruiert. Absolute Wahrheit ist daher nur jenseits sprachlicher Kategorien in einem meditativen Zustand direkt erfahrbar.

Nirvana ist für Nagarjuna eine Einsicht oder Intuition, die sich ergibt, wenn alle illusorische Suche nach einer „Substanz“ aufgegeben worden ist. Dies ist aber nicht nur eine kognitive Erkenntnis, sondern eine das ganze Leben transformierende Intuition der absoluten Freiheit. Denn Frustration, so hatte der Buddha gelehrt, entsteht aus der Begierde nach „etwas“, das dauerhaft wäre. Weil aber nichts dauerhaft ist, leidet der Mensch und reagiert mit Zorn, wenn er das nicht findet, was er sich einbildet.

Der Kreislauf dieser leidvollen Kette von Missverständnissen wird aufgelöst, wenn die Erkenntnis gereift ist, dass alle Erscheinungen der Wirklichkeit einander relativieren, weil sie auseinander entstehen, und zwar impermanent. Damit ist die Wurzel der Begierde überwunden und das Leiden beendet. Der Wirklichkeitsbegriff löst sich auf „in der Vernetzung der Wechselwirkungen“. Wer dies erkennt, kommt zur Ruhe, denn alle Widersprüche, die aus der Vielfalt entstehen, lösen sich auf, und in diesem Sinne ist Nirvana Freiheit, Ruhe, Freiheit auch von Furcht und Ungewissheit.

II. Nirvana – prozesshaftes Erwachen?

Für die Erfahrung des Transzendenten ist im Buddhismus schon aufgrund des Ehrentitels „Buddha“ die Metaphorik des Erwachens zentral. Sie besagt, dass die Bewusstseinsveränderung, um die es geht, dem Erwachen aus dem Traumschlaf vergleichbar ist: So wie ein Mensch aus dem Traumschlaf erwacht, so tritt derjenige, der zu einem gesammelten transpersonalen Bewusstseinszustand erwacht, in eine andere Wahrnehmungsdichte ein. Der Mensch, der erwacht, erfährt, dass die Wirklichkeit nicht aus individuellen Dingen oder Ereignissen besteht, die nebeneinander existieren, sondern alles ist, was es ist, indem es durch anderes und abhängig von anderem existiert.

Das ist möglich, weil das Erwachen – in visueller Metaphorik: die Schau des Wesens der Dinge – von der Ich-Perspektive befreit und damit den Egozentrismus überwindet, der die letzte Ursache für das Leiden ist. Erwachen bedeutet, diesen Mechanismus zu durchschauen, und der Mensch wird sich der ursprünglichen Einheit aller Erscheinungen bewusst, ohne dass die Pluriformität und Pluralität des jeweils Einzelnen oder Besonderen verschwinden würde.

Diese Erkenntnis geht mit dem Gefühl von Befreiung, Freude und letztgültiger Wahrheit einher.

Das wird gewöhnlich als Prozess beschrieben, der durch Meditation ein allmähliches Freiwerden des Bewusstseins von seinen eigenen Verstrickungen und Projektionen bezeichnet. Aber gerade im Zen-Buddhismus wird dem widersprochen: Erleuchtung ist eine Realisierung dessen, was immer schon ist, nicht ein Werden. Denn wäre es ein Werden, wäre es vergänglich, zufällig, just von dem Ich erzeugt, das es ja gerade loszulassen und zu überwinden gilt. Christlich gesprochen: Erleuchtung ist reine Gnade, nicht eigene Fabrikation.

Der Zen-Meister Shen-hui (670-762) schreibt: „Was wir plötzliche Erleuchtung nennen, ist zu wissen, dass der eigene Geist von Anfang an leer und ruhig ist.“ Dieses „eigene Bewusstsein“ ist aber nicht an die Vorstellung von einem Ich gebunden. Es ist vielmehr das reine leuchtende, alldurchdringende Geist-Kontinuum, vielleicht in etwa der absoluten göttlichen Präsenz vergleichbar, wobei in einer solchen Interpretation der Begriff „Gott“ alle räumlichen, zeitlichen und auch personalen Vorstellungsinhalte übersteigt und reine transpersonale Gegenwart ist.

Seinen Kritikern stellt Shen-hui die Frage: „Wenn die Buddha-Natur und die Verunreinigungen koexistieren, warum behauptest du dann, dass die Verunreinigungen nicht Teil der grundlegenden Wirklichkeit sind? Antwort: Es ist wie Gold und Schlacke, wo beide zusammen als Erz existieren. Wenn man einen Goldschmied findet, der das Erz schmilzt, werden Gold und Schlacke getrennt. Wenn das Gold hundertmal geschmolzen wird, wird es hundertfach reiner, wenn man aber die Schlacke erneut schmelzen will, wird sie zu Sand

Erleuchtung ist reine Gnade, nicht eigene Fabrikation.

und Asche ... Alle Sutras und Sastras des Großen Fahrzeugs zeigen, dass die Verunreinigungen nur oberflächlicher Staub sind. Deshalb können sie nicht als Teil der grundlegenden Wirklichkeit angesehen werden.“

Die Metapher, die Shen-hui gebraucht, ist dualistisch. Gold kann immer weiter gereinigt werden. Diese „Allmählichkeit“ widerspricht vielen Aussagen, die Shen-hui sonst macht. Deshalb beeilt sich Shen-hui auch, alle Missverständnisse abzuwehren, indem er der dualistischen Aussage eine nicht-dualistische zur Seite stellt, denn die Erleuchtung lässt sich nur im Paradox formulieren. „Alle Lebewesen besitzen von Anfang an und in sich selbst das Nirvana, sie haben eine unverstellte Weisheitsnatur. Es ist wie Holz und Feuer, welche beide zusammen erscheinen in einem Paar Feuerhölzer. Wenn dann ein Kundiger Feuer aus den Hölzern reibt, werden Holz und Feuer getrennt.“

Die Erleuchtung selbst ist kein Ergebnis von eigener Aktivität, sondern sie ist das spontane Erwachen zu der Wirklichkeit, die jedem menschlichen Bemühen und Erfahren vorausliegt, denn sie ist die Wurzel jeder Aktivität, auch jeder Bemühung und Erfahrung. Aus diesem Grunde warnt Shen-hui in seinen Schriften immer wieder, dass man die Erleuchtung nicht erzwingen und nicht durch eigene Willensanstrengung erwarten kann. Auf nichts fixiert zu sein, das Bewusstsein völlig zu entleeren, sich der geeinten Bewusstheit am Grunde aller Oberflächenbewegungen des Bewusstseins gewahr zu werden, das ist Erwachen, Erleuchtung. Dies ist ein nicht-dualistischer Zustand, über den man nicht sprechen kann, denn Spra-



Kamen auch schon vor der Veranstaltung ins Gespräch: Prof. Dr. Dr. Thomas Marschler, Prof. Dr. Michael von Brück und Prof. Dr. Dr. Katharina Ceming (v.l.n.r.).

che ist an Dualitäten gebunden. Hinter all den rhetorischen Finessen und Paradoxien, verbirgt sich, salopp gesagt, die Erfahrung, dass der Mensch sich eben nicht am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen kann, dass er aber, wenn er sich vertrauensvoll mit allen vom Ego gesteuerten Antrieben völlig loslässt, erfährt, dass er schon immer auf dem Trockenen sitzt.

III. Westliche Nirvana-(Miss)verständnisse

Die unterschiedlichen Positionen des westlichen Verständnisses des buddhistischen „Nichts“ lassen sich nach drei Typen unterscheiden:

1. Das Konzept der Leere als Form des Nihilismus in buddhistischem Gewand;
2. Der negative Begriff Nirvana als apophatische Aussage über die letzte Wirklichkeit analog zur christlichen negativen Theologie;
3. Die Identifikation von Leerheit mit gegenseitig abhängigem Entstehen.

Die Buddhisten reagierten auf diese westlichen Interpretationsversuche im Großen und Ganzen mit Schweigen. Nach 150 Jahren philosophischer Debatten zeigt sich, dass die in der Buddhismus-Interpretation engagierten Christen glauben, sich intellektuell bewegt und Fortschritte in der Erkenntnis gemacht zu haben, vor allem, was den grundlegend epistemischen Charakter der buddhistischen Transzendenz betrifft.

Die philosophische buddhistisch-christliche Debatte ist dabei meist so strukturiert, dass die christliche Seite lernt, frühere Fehlurteile aufzugeben (z. B. das Nirvana als Nihilismus zu bezeichnen), während die buddhistische Seite höflich, aber bestimmt ihre alten Vorurteile weiterpflegt (z. B. dass der christliche Partner ein unverbesserlicher Dualist sei, insofern er Transzendenz als ontologischen Dualismus konstruiert). Mit anderen Worten: die Adaptionen und Verstehenskorrekturen sind auf die

ser philosophischen Ebene (mit Ausnahme der Kyoto-Schule) weitgehend einseitig geblieben.

Dabei unterscheiden sich die Aussagen des Buddhismus über die letzte Wirklichkeit nicht unerheblich von christlichen Transzendenzvorstellungen. Die Philosophen der Kyoto-Schule haben diesbezüglich den Dialog mit dem Christentum über fast ein Jahrhundert hinweg geführt. Der amerikanische Religionswissenschaftler Frederick Streng war einer der ersten, der hinter das Absolute Nichts der Kyoto-Schule zurückgriff. Er vertrat eine Theorie von drei Typen religiöser Sprache, um die Unmöglichkeit zu überwinden, in der Neuzeit philosophisch von Transzendenz respektive Gott zu reden:

1. Die mythische Sprache, in welcher die Worte der Wirklichkeit entsprechen. Hier handele es sich um eine naive ontologische Sprachtheorie.
2. Die intuitive Sprache, in welcher die Worte Wirklichkeit nicht beschreiben, sondern evozieren (hervorrufen) würden. Hier liege die Annahme zugrunde, dass es ein Transzendentes jenseits von Sprache gebe.
3. Die dialektische Sprache, in welcher Worte nur auf Worte verweisen würden, ohne sich verifizierbar auf objektive Gegenstände beziehen zu können. Hier liege die Annahme zugrunde, dass jenseits von Sprache nichts außer vor-verbaler Unmittelbarkeit sei.

Missverständnisse zwischen christlichen Theologen und Philosophen der Kyoto-Schule könnten, so Streng, durch eine Anwendung dieser Typologie der drei Sprachformen geklärt werden. Ein Theologe im Sprachtypus (1), der annimmt, dass „Gott“ sich auf ein Seiendes oder das Sein selbst beziehe, müsse vermuten, dass sich auch „Nichts“ auf ein Etwas, einen nihilistischen Zustand außerhalb, beziehe. Darum halte er den Buddhismus für nihilistisch. Ein Theologe im Sprachtypus (2) dagegen, der erkennt, dass die Wirklichkeit „Gott“ jenseits der sprachlichen Unterscheidung

chungen in der Wirklichkeit haben. Der Begriff der Transzendenz ist deshalb für ihn ein Selbstwiderspruch.

Heutige (meist amerikanische) buddhistische Gesprächspartner, die sich in Wittgensteinschen Bahnen bewegen, halten jede religiöse Rede von Transzendenz für ein leeres Spiel von Begriffen ohne objektive Referenz. Wird eine solche Position konsequent durchgeführt, entsteht der Eindruck eines geschlossenen Systems, das sich jeder Verifikation entzieht und alle anderen Sprachen falsifiziert, indem sie als ebensolche geschlossenen Zirkel erscheinen.

Wie kaum ein anderer christlicher Theologe hat dagegen John Cobb den Dialog mit dem Buddhismus geprägt. Er sieht eine Komplementarität zwischen den philosophischen Grundpositionen des Buddhismus und des Christentums und trägt damit zur Klärung des Verhältnisses von Gottesbegriff und dem Verständnis der Leere in der Kyoto-Schule bei: Beide Begriffe seien komplementär. Um diese Behauptung zu begründen, löst Cobb den Seinsbegriff vom Gottesbegriff ab (Gott ist weder das „höchste Sein“ noch das „Sein selbst“), das Sein wird vielmehr als kreativer Prozess verstanden. Die Instanz der Kreativität, die nicht im Werden der Wirklichkeit aufgeht, aber doch selbst im Werden ist, ist Gott.

Gott sei nicht mit der letzten Wirklichkeit der Leere identisch, aber er ist die höchste Aktualisierung dieser Wirklichkeit. Für ihn ist die Leere fundamentaler als der Begriff von Gott. Aber dies erweist sich nur als halber Schritt in Richtung Buddhismus. Denn unendliche Potentialität könnte dem buddhistischen Absoluten Nichts zwar zukommen, aber Aktualität, die diese Potenz in Gottes konkrete Manifestationskraft umsetzt, bleibt auch für Cobb das Charakteristikum des Gottesbegriffs, was für Buddhisten kaum nachvollziehbar sein dürfte. Wie jede Kompromissformel, so wird auch diese Lösung die strengen Traditionshüter auf beiden Seiten wenig befriedigen.

Christen können einwenden: Gott als Schöpfer müsse die Quelle von allem sein. Wenn er aus dem Absoluten Nichts käme, würde diesem Gott das Ungewisse anhaften und der Zweifel wäre nicht überwunden. Und: Kann „Leere“ metaphysisch als „ursprüngliches Nichts“ so „aufgeladen“ werden,

von Sein und Nichts liege, müsse vermuten, dass auch die Rede vom „Nichts“ jenseits der Differenz von Sein und Nichts angesiedelt sei. Ein Theologe oder Philosoph wie z. B. Nagarjuna im Sprachtypus (3) würde beide Interpretationen als verfehlt zurückweisen. Denn Sprachen seien Sprachspiele: „Gott als Sein“, „Gott über dem Sein“ usw. seien mentale Konstruktionen, die keinen Bezug zu einem objektiven Gegenstand hätten, der „Gott“ genannt werden könne. Nagarjuna bemüht sich zu zeigen, dass wegen dieses Widerspruchs alle Sprachspiele überwunden werden müssen, um zum Schweigen zu kommen. Weisheit besteht für ihn in der Erkenntnis, dass Worte keine Entspre-

Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort, wie auch auf unserer Homepage unter www.kath-akademie-bayern.de finden Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Informationen.

Tagung

Samstag, 5. September 2015
Dialog der Charismen. Die Rolle der Orden im interreligiösen Dialog 50 Jahre nach dem Konzil

Vernissage

Montag, 7. September 2015
Werke von Rüdiger Lange

Nachbarschaftsfest

Freitag, 18. September 2015
Altschwabinger Sommerausklang

Forum

Mittwoch, 23. September 2015
Im Vorfeld der Bischofssynode in Rom

Forum

Donnerstag, 24. September 2015
Geachtet, aber nicht beliebt? Das Bild Deutschlands im Ausland

Reihe

„Buddhismus und Christentum“ (7)
 Dienstag, 6. Oktober 2015
Geschlechterrollen in Buddhismus und Christentum

Philosophische Tage

8. bis 10. Oktober 2015
Glück

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Moraltheologie an der LMU München

20. und 21. Oktober 2015
Tierische Organe als Hilfe für den Menschen? Herausforderung der Xenotransplantation für Identität und Lebensführung



Foto: Jean-Louis Nou/akg-images

Diese berühmte liegende Buddha-Statue in Polonnaruwa auf Sri Lanka – entstanden im 11. oder 12. Jahrhundert – ist ein Versuch, den Übergang vom Diesseits ins Nirvana zu versinnbildlichen.

dass sie die Realität Gottes zu umfassen vermöchte? Obwohl diese Kontroverse nicht so leicht lösbar ist, sollten die Prozess-Denker im buddhistisch-christlichen Dialog die Anfrage der Kritiker ernst nehmen, die so lauten könnte: Vielleicht ist die Whiteheadsche Welt zu

Leere kann aus sich selbst heraus befreien, ohne den christlichen Gott. Die Frage ist nur, wie dies gedacht werden kann.

kalt und unpersönlich, um bewohnbar zu sein? Auf Cobb selbst freilich trifft dieser Vorwurf der „Kälte“ nicht zu. Denn er knüpft an alte onto-theologische Sprachformen an und hat sie durch eine negative Sprachform derselben ersetzt.

IV. Leere als religiöses Symbol

Das Problem führt uns zu Strengs Verständnis von Leere als religiösem Symbol zurück. Leere habe, so Streng, die Kraft zu transformieren. In die Begrifflichkeit John Cobbs übersetzt heißt dies: Leere ist für den Buddhisten nicht nur Interdependenz, sondern auch

letztgültige Aktualität. Sie enthält also die Bestimmung, die Cobb für den Begriff „Gott“ reserviert hatte. Daraus folgt: Leere kann aus sich selbst heraus befreien, ohne den christlichen Gott. Die Frage ist nur, wie dies gedacht werden kann. Auch Streng bleibt hier die Antwort schuldig. Denn es bleibt ja die Frage: Was genau sind die spezifischen Wirkungsweisen und Ziele solcher Transformationen?

Ich möchte abschließend eine vorläufige Antwort versuchen. In Bezug auf die Loslösung von dem großartigen Gebäude, das die Prozess-Theologie für ihren Gott und ihre Wirklichkeit erbaut hat, müsste Leere noch einmal von dieser mentalen Stütz-Konstruktion befreit oder entleert werden. Das heißt auch, dass die Aussage, Leere sei Gott in Aktualität, nichts als Leere ist.

Die Transzendenz des Zen ist eine Qualität der Bewusstseinspräsenz im jetzigen Augenblick, sie ist nichts Zukünftiges oder Fernes. Für Zen handelt es sich dabei um einen Durchbruch des Bewusstseins, ein Erlebnis der Freude, der Heiterkeit, des Einsseins. Im Zen geht es darum, durch Einsicht in die „wahre Natur“ der Wirklichkeit das Wesen des menschlichen Lebens direkt zu erfahren. Zen lehrt, wie der Mensch sinnlich und sinnvoll in der Welt leben kann, nicht wie er sich spekulativ oder asketisch über das Irdische in eine Transzendenz erheben könnte. Dabei wird

eine nicht-fokussierte Achtsamkeit des Bewusstseins angestrebt, die nicht an irgendein Objekt mit räumlich oder zeitlich bestimmten Merkmalen gebunden ist, sondern eine über den Raum ausgebreitete Wachheit und eine Wahrnehmung der Gleichzeitigkeit aller Erscheinungen darstellt.

Ziel der Meditation schließlich ist Weisheit; Weisheit bedeutet, jenseits von begrifflichen und emotional gefärbten Projektionen eine Bewusstheit und Einsicht in die „Wirklichkeit wie sie ist“ zu erreichen. In einem meist als plötzlich erlebten Durchbruch werden alle Widersprüche und Dualitäten aufgelöst, die das rationale Bewusstsein kennzeichnen, und alle Phänomene der Welt erscheinen in ihrer Einheit, ohne dass dabei die Vielheit und Besonderheit der einzelnen Erscheinungen verschwinden würden. Diese Erfahrung zeichnet sich aus durch überdeutliche Klarheit der Wahrnehmung und wird als befreiend und tiefstes Glück erlebt. Zen glaubt, dass sich in dieser Erfahrung dem Bewusstsein das Wesen der Wirklichkeit jenseits der Zeit, jenseits von Leben und Sterben, und doch mitten in diesem gegenwärtigen Augenblick eröffnet, als hiesige Transzendenz also. Die Erfahrung selbst wird als Tod des Ichgefühls und als Wiedergeburt in eine andere Bewusstseinsweise erlebt. Zen deutet tatsächlich die indische Reinkarnationslehre häufig um in die Vorstellung von

der Wiedergeburt im Augenblick des Erwachens zur tiefen Schau des eigenen Wesens. Das ganze Leben wird durchdrungen von dieser Erfahrung, wobei die Einwurzelung dieser grundlegend neuen Sicht aller Erscheinungen im alltäglichen Leben ein Hauptanliegen der Zen-Schulung ist. Die buddhistische Transzendenz ist somit eine Aussage über das Erkennen. Die befreiende Kraft der Transzendenz ist eine Befreiung vom Verhaftetsein an und in Denkkonstruktionen.

Um meine „Summa“ noch einmal mit anderen Worten deutlich zu machen: Leere ist nicht aussagbar, und zwar nicht deshalb, weil es sich um eine mystische Nicht-Aussagbarkeit des Intuitiven handeln würde (Strengs zweiter Sprachtyp), sondern weil es um die Überwindung des mentalen Anhaftens an Konzepten geht, und gerade deshalb nicht um eine „Realitätsaussage“. □

Literatur

F. Streng, *Emptiness. A Study in Religious Meaning*, Nashville: Abingdon Press 1967

J. Cobb/C. Ives, *The Emptying God. A Buddhist-Christian-Jewish Conversation*, New York: Orbis 1990

„Himmel“ aus der Perspektive christlicher Eschatologie

Thomas Marschler

I. Wozu sind wir auf Erden?

„Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen.“ Mit diesen oder ähnlichen Worten beginnen oft alte katholische Katechismen. Christliches Leben, so wollen sie ausdrücken, hat als entscheidendes Ziel den „Himmel“, ist Existenz „in conspectu aeternitatis“, im Angesicht der Ewigkeit bei Gott, der wir entgegengehen.

Dieses Bekenntnis ist längst keine Selbstverständlichkeit mehr. Der Vorwurf, die christliche Hoffnung auf den Himmel sei nichts anderes als eine leere Illusion und eine das Volk für die Herrschenden gefügig machende Vertröstung, ist seit dem 19. Jahrhundert in verschiedensten Varianten vorgetragen worden, und er hat Wirkung gezeigt. Viele Menschen – zumindest in der westlichen Welt – scheinen mittlerweile Heinrich Heines Rat zu folgen, den Himmel ganz „den Engeln und den Spatzen“ zu überlassen.

Die gesellschaftliche Entwicklung hat sich von Bindungen an den christlichen Glauben und seine großen institutionellen Repräsentanten so weit gelöst, dass der volkspädagogische Einsatz christlicher Hoffnungsbilder kein Thema mehr ist. Ganz im Gegenteil: Populäre Weltvisionen unserer Zeit empfehlen als Weg zu Glück und Frieden eher die Beschränkung des menschlichen Blicks nach oben auf die sichtbaren Himmelsphären. Geradezu programmatisch klingen die Worte aus dem bekannten Song von John Lennon: „Imagine there's no heaven, (...) above us only sky (...); nothing to kill or die for, and no religion too“.

Kein Wunder also, dass Weltanschauungen und Religionen, die in ihren Versprechungen bescheidener daherkommen als das Christentum, Sympathien wecken. Bereits Nietzsche sprach im „Antichrist“ vom „Grundunterschied zwischen den beiden *décadence*-Religionen: der Buddhismus verspricht nicht, sondern hält, das Christentum verspricht alles, aber hält nichts.“

Heutiges theologisches Nachdenken über das, was „Himmel“ aus Sicht des christlichen Glaubens bedeutet, muss diese religionskritischen Vorbehalte ebenso in Rechnung stellen wie die weltanschauliche Konkurrenzsituation, in welcher der kirchliche Glaube steht. Drei Thesen – mit unterschiedlicher Gewichtung – sollen die christliche Vorstellung des „Himmels“ von ihrem theologischen Zentrum her verdeutlichen und dabei die genannten Herausforderungen nicht vernachlässigen.

II. Bindung des jüdisch-christlichen Himmelsbegriffs an den Gottesbegriff

Die eschatologischen Vorstellungen des Christentums, darunter das Konzept eines „Himmels“ als Ort Gottes und der Erlösten, knüpfen eng an Vorgaben der jüdischen Bibel an. Deren Entwicklung wiederum kann man nur verstehen, wenn man sie in enger Verbindung zur Entfaltung des Gottesbegriffs liest.

In den vorexilischen Textschichten des AT ist nicht nur der Glaube an einen einzigen Gott noch auf dem Weg seiner schrittweisen Durchsetzung. Es finden sich ebenfalls keine sicheren Spuren einer Hoffnung auf Zukunft des



Prof. Dr. Dr. Thomas Marschler,
Professor für Dogmatik an der
Universität Augsburg

Menschen bei Gott nach dem Tod. Die Bilder gelungenen Daseins sind auf die irdische Lebenszeit fokussiert. Nach dem Exil weitet sich der Blick schrittweise über die Todesgrenze hinaus. Die Hoffnung auf Vollendung bei Gott steht dabei in enger Verbindung zu den Motiven eines Gerichts am Ende der Zeit und einer Auferweckung der Toten, die erst in der Apokalyptik, in der letzten Phase der alttestamentlichen Literaturgeschichte, ihre klare Ausformung gefunden haben. Gerade sie lassen die Verbindung zum voll entfaltenen monotheistischen Gottesbegriff erkennen: Gott, der allmächtige Schöpfer und gerechte Herr, kann diejenigen, die nach seinem Willen gelebt und sogar als Märtyrer für ihn gestorben sind, nicht einfach dem Vergessen in der Schattenwelt der Scheol überlassen. Je deutlicher das Bekenntnis zu einem einzigen Gott Ursprung und Vollendung des Kosmos ganz in seine Hand legt, desto klarer kommt eine die Grenzen des irdischen Lebens übersteigende Heilserwartung in den Blick, die sich mit einer theologischen Vorstellung vom „Himmel“ verbinden kann.

„Himmel“ ist wie in allen Kulturen auch in Israel zunächst ein kosmologischer Begriff. „Himmel und Erde“ sind die beiden entscheidenden Teile des alttestamentlichen Weltbildes, das sich nicht grundlegend von den Vorstellungen der altorientalischen Umwelt unterscheidet. Einen theologischen Bezug besitzt der Himmel darin zunächst selten. Manche Texte lassen erkennen, dass JHWH Züge des kanaänischen Wettergottes Baal in sich aufgenommen haben könnte, der mit bestimmten Himmelsphänomenen in Verbindung gebracht wurde, die im AT auch von JHWH ausgesagt werden. Ein „Ort“ wird damit für JHWH nicht definiert. Auch der Tempel in Jerusalem, den schon die ältere Theologie Israels als Berührungspunkt zwischen Gott und Welt kennt, hebt JHWHs Unverfügbarkeit nicht auf.

In nachexilischen Texten wird diese Transzendenz JHWHs, aus der zugleich seine Weltzuwendung hervorgeht, zunehmend durch das Bild eines „himmlischen Heiligtums“ ausgedrückt, in dem

JHWH mit seinem Hofstaat thront, von dem aus er aber ebenfalls in souveränem Handeln den Seinen auf Erden helfen kann (vgl. Jes 57,15). Die Heilsratschlüsse, die der „Gott des Himmels“ trifft, sind hier präexistent, bevor sie auf Erden verwirklicht werden. In der Apokalyptik (erstmalig Dan 12,1-3) wird der Himmel schließlich auch Ort der von JHWH zum Leben auferweckten Gerechten, also nicht bloß Ursprungs-, sondern Zielort ihrer Erlösung.

Die entfaltete theologische Verhältnisbestimmung von „Himmel und Erde“ umfasst somit schon im Frühjudentum zwei Bewegungsrichtungen: Sie spricht von dem sich auf die Erde senkenden Himmel Gottes und den in den Himmel Gottes aufgenommenen Menschen. „Himmel“ ist damit einerseits Chiffre für die Weltverschiedenheit JHWHs, ja metaphorisches „Ersatzwort für Gott“ selbst. Andererseits scheint in diesem Wort die machtvolle Freiheit der geschichtlichen Selbstvergegenwärtigung JHWHs auf, die den Menschen Aufnahme in eine für sie eigentlich unerreichbare Gottesgemeinschaft verheißt.

Die neutestamentliche Eschatologie knüpft weitgehend an die im Frühjudentum erreichten Vorstellungen an. Es ist ein Kernthema der Verkündigung Jesu, dass der „Vater im Himmel“ sein Königtum auch auf der Erde zur eschatologischen Verwirklichung bringen will: In den Worten und Taten Jesu findet seine Herrschaft ihren realsymbolischen Vollzug. Vor allem im Evangelium nach Mt, der den Begriff des „Gottesreiches“ (wohl ohne große inhaltliche Verschiebung) durch „Himmelreich“ ersetzt, wird der metaphorische Himmelsbegriff allgegenwärtig.

Eine entscheidende Transformation vollzieht das NT mit der Überzeugung, dass Christus seit Ostern als erhöhter Herr zur Rechten des himmlischen Thrones Gottes sitzt. Von dort sendet er den Geist, dort tritt er für die Seinen ein und bereitet ihnen beim Vater eine ewige Wohnung. „Hoffnung auf den Himmel“ bedeutet für die an Christus Glaubenden fortan nicht mehr bloß die Erwartung des Ankommens bei Gott, sondern auch des „Beim-Herrn-Seins“ (vgl. 1 Thess 4,17), der nicht mehr endenden Gemeinschaft mit Christus.

Im NT bleiben somit – christologisch erweitert – beide Blickrichtungen präsent, von denen wir bereits sprachen. Gottes Herrschaft kommt in der Sendung des messianischen Herrn Jesus herab zu den Menschen, um „wie im Himmel so auf Erden“ (Mt 6,10) Wirklichkeit zu werden und „unsere Gemeinschaft mit Christus im Himmel“ (Eph 1,3) zu ermöglichen. Der letzte Schritt dieses Geschehens steht noch aus: Er verbindet sich mit der Hoffnung auf die Wiederkunft Jesu am Ende der Zeit, in der Gottes Zur-Welt-Kommen und das Zu-Gott-Kommen der Welt endgültig zusammenfinden. Bis dahin bleibt der Himmel das „Oben“, die von der jetzigen Realität geschiedene Welt Gottes, deren Grenzen jedoch durch die Menschwerdung Christi und seine dauerhafte pneumatische Gegenwart geöffnet sind.

Es wäre nun falsch, die neutestamentliche Erlösungshoffnung einseitig mit dem Begriff des „Himmels“ zu verknüpfen. Andere Bilder der Vollendung stehen ihm zur Seite und sind sogar deutlicher ausgeprägt: etwa die Erwartung des messianischen Gastmahls und der Teilhabe an der Richtermacht des Messias (in der synoptischen Verkündigung Jesu), der christologisch zentrierte Begriff der „Lebensfülle“ oder das Bild vom Vaterhaus (bei Joh), der Vorausblick auf „ewige Sabbatruhe“ und die Herabkunft des himmlischen Jerusalems (in der Offb).

III. Theologiegeschichte der biblischen „Schau Gottes“

In der christlichen Theologiegeschichte wurde dem Wort „Himmel“ zunehmend die Rolle eines Synthesebegriffs zugewiesen, der diese unterschiedlichen Motive der biblischen Verheißung in sich aufgenommen hat. Dabei wurden bestimmte Aspekte priorisiert, andere eher ausgeblendet. Auffällig in den Vordergrund tritt bei der eschatologischen Rede vom Himmel bereits in der Patristik ein Bestimmungsmoment, das ebenfalls biblische Wurzeln besitzt, aber zugleich sehr offen für die vertiefte Reflexion mit Hilfe philosophischer Kategorien ist: die Erwartung der „beseligenden Schau Gottes“. In der Zentralstellung dieses Aspekts dokumentiert sich erneut die Theozentrik christlicher Erlösungshoffnung.

„Gottesschau“ ist indessen schon in der Hebräischen Bibel zentral. Im Buch Exodus kann Mose beim zentralen Offenbarungsgeschehen Gott nicht gleichzeitig schauen und am Leben bleiben. Er sieht nur den Rücken des bereits Vorübergegangenen (Ex 33,18-23). Im NT wird zunächst ebenfalls die Unerreichbarkeit der Schau Gottes betont, wenn sie mit der Existenzweise der Engel im Himmel verbunden wird (Mt 18,10). Mit dem Kommen Christi wird auch dieser Aspekt der Distanz zwischen „Himmel und Erde“ in neuer Weise überwunden. Die Bergpredigt kennt die Schau Gottes als Verheißung für Menschen, die „reinen Herzens sind“ (Mt 5,8). Schon die Synoptiker sprechen von Christi „Sohnsein“, das mit einem exklusiven „Kennen“ des Vaters verbunden ist, an dem (nur) er auch anderen Menschen Anteil geben kann (Mt 11,27). In der offenbarungstheologischen Reflexion des Johannesevangeliums ist die christologische Vermittlung der Gottesschau dann ausdrücklich formuliert: „Niemand hat Gott je gesehen. Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht“ (Joh 1,18). In der Johannesapokalypse wird diese durch Christus eröffnete Schau in einer Vielzahl konkreter „Visionsszenen“ illustriert.

Auch die ntl. Briefliteratur greift das Thema auf und führt einige Aspekte ein, die für die christliche „Himmelstheologie“ fortan prägend werden. Wenn Paulus in 1 Kor 13,12f. die „Schau von Angesicht“ als Vollendung der irdischen „Spiegelschau“ beschreibt, spielt er auf das Verhältnis von Glauben und Schauen an, das in der Folgezeit umfassend reflektiert werden wird. Der Erste Johannesbrief spricht von der Vollendung der durch den Sohn ermöglichten Gotteskindschaft, der wir in der Anschauung Gottes, „wie er ist“, entgegengehen (1 Joh 3,2f.). Er sieht das entscheidende Moment dabei in der Verähnlichung mit Gott, die diese Schau für uns bedeuten wird. Auch dieser Aspekt wird die Theologen von nun an intensiv beschäftigen.

Die Gründe dafür, dass gerade das Motiv der jenseitigen Schau Gottes schon in der patristischen Epoche zunehmend ins Zentrum der Eschatologie rückt, können hier nur stichwortartig angesprochen werden. Fundamental ist gewiss die Einsicht, dass der geistige Gott nur in geistiger Schau erreichbar ist. „Visio“ kommt damit einem echten Begriff menschlicher Vollendung in Gott näher als seine offensichtlich metaphorischen Alternativen aus der biblischen Sprache. Durch die enttäuschte und deshalb verblässende Naherwartung der Wiederkunft Christi wird der eschatologische Blick zunehmend auf das Schicksal des Einzelnen nach seinem Tod gelenkt, während die Hoffnung auf kollektive Vollendung der Menschheit im Kosmos zurücktritt.

Der durchgängige Einfluss platonischen Denkens bei den Vätern zeigt sich in der breiten Rezeption, welche die These einer seelischen Unsterblichkeit des Menschen gefunden hat. Mit ihr verstärkt sich die Tendenz, von der himmlischen Gottesschau primär als einem Geschehen zu sprechen, das die vom Leib getrennte Seele nach dem Tod betrifft. Die Ablehnung des Chiliasmus spätestens seit der konstantinischen Wende schließlich unterstreicht die Jenseitsfixierung der Eschatologie und sorgt zugleich dafür, dass biblische Aussagen über das „Gottesreich“ nun unmittelbar auf die irdische Kirche in dieser Weltzeit ausgelegt werden.

Die mittelalterliche Scholastik hat diese Entwicklungslinien fortgesetzt und die „visio beatifica“ als das eigentliche spekulative Zentrum einer systematisierten christlichen Eschatologie angesehen. Ihre Reflexionen haben eine verdichtende Zusammenfassung in der Apostolischen Konstitution „Benedictus Deus“ (1336) Papst Benedikts XII. gefunden, der wichtigsten lehramtlichen Aussage zur Eschatologie im ganzen Mittelalter: Die vom Leib getrennte Seele der Erlösten, so heißt es dort, tritt unmittelbar nach dem Tod in die nicht mehr endende beseligende Schau Gottes und in die Gemeinschaft der Engel und Heiligen ein, sofern sie keiner vorangehenden Reinigung (im Purgatorium) bedarf, die den Zugang verzögern kann. Die Menschen finden ihr ewiges Glück darin, dass sich ihnen Gottes Wesen „unverhüllt, klar und offen“ darbietet. Diese Schau geschieht „von Angesicht“, also ohne geschöpfliche Vermittlung, und ist damit Vollendung jener gnadenhaften göttlichen Selbstmitteilung an den Menschen, die im irdischen Leben begonnen hat. Die dort relevanten Tugenden des Glaubens und der Hoffnung erweisen sich jetzt als vorläufig und werden in der Schau aufgehoben. Von der Liebe dagegen ist nicht die Rede, denn sie dauert auch im Himmel an.

Eine exaktere spekulative Erläuterung der Gottesschau gibt Benedikt XII. nicht. Gelehrt wird nur, dass das Wesen Gottes auch für die Seligen „unbegreiflich“ bleibt, es also vom Geschöpf niemals (wie von Gott selbst) vollständig erfasst zu werden vermag. Die Wiedererstattung der Leiber in der Auferstehung der Toten am jüngsten Tag findet nur beiläufige Erwähnung und spielt für die eigentliche formale Bestimmung der himmlischen Seligkeit keine Rolle. Das Konzil von Florenz hat 1439 im „Dekret für die Griechen“ Kernaussagen Benedikts XII. aufgegriffen. Als kleine Erweiterung der eschatologischen Lehraussage lesen wir dort, dass unter den Seligen „aufgrund der Verschiedenheit der Verdienste der eine vollkommener als der andere“ Gott schauen wird, dass es also im Himmel Abstufungen der Seligkeit in Entsprechung zur subjektiven Heiligkeit der Erlösten gibt. 1950 schließlich wurde von Papst Pius XII. als Dogma verkündet, dass wie Christus auch Maria schon jetzt mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen sei. Damit sind die wichtigsten kirchenamtlichen Lehraussagen über den Himmel benannt.

Mit ihrer Konzentration auf die „visio beatifica“ hat die christliche Tradition des Altertums und des Mittelalters ein hoch reflektiertes, vor allem für philosophische Diskurse anschlussfähiges theozentrisches Konzept ewiger Vollendung entwickelt. Allerdings hat man in der jüngeren Diskussion auch Defizite des Modells herausgestellt. Von der Spiritualisierung und Individualisierung der Eschatologie, die mit ihm verbunden sind, sprachen wir bereits – die in der Bibel wichtigen weiblichen und kommunal-ekklesialen Dimensionen menschlicher



Foto: Hervé Champollion/akg-images

Eine verdichtende Zusammenfassung der „visio beatifica“ findet sich in der Apostolischen Konstitution „Benedictus Deus“ (1336) von Papst Benedikt XII. (die Abbildung des von 1334 bis 1342

regierenden Papstes zeigt die Kopie eines Reliefs von Paolo da Siena), der wichtigsten lehramtlichen Aussage zur Eschatologie im ganzen Mittelalter.

Vollendung wurden unter diesem Leitbegriff zu eher nachrangigen Themen. Vor allem das biblische Zentralmotiv der Auferstehung der Toten rückte in den Hintergrund.

Aus der Perspektive heutiger eschatologischer Hermeneutik wird die traditionelle Himmelsvorstellung (vor allem der katholischen Theologie) darüber hinaus mit einer doppelten Kritik konfrontiert: Durch die Vorherrschaft des recht abstrakten, Gottes „Wesenheit“ als primäres Objekt definierenden „visio“-Paradigmas, geht einerseits die Vielfalt biblischer Vollendungsbilder verloren, ja

drohen bildhafte Zugänge zur christlichen Hoffnung aus der Theologie ganz in die Kunst oder Poesie verschoben zu werden. Indem andererseits die mittelalterliche Eschatologie ein möglichst realistisches Verständnis bestimmter Lehrstücke verteidigt hat (etwa hinsichtlich der Auferstehungsleiblichkeit oder der aus ihr resultierenden Beschaffenheit des Himmels), schien sie zu weichen zu einer „Physik der Letzten Dinge“ zu werden.

Möglicherweise haben Verbegrifflichung und Naturalisierung der Eschatologie eine gemeinsame Wurzel: nämlich

einen falschen „supranaturalistischen Rationalismus“, der auf vielen Feldern mit der scholastischen Etablierung theologischer „Wissenschaftlichkeit“ unter Anerkennung bestimmter Methoden-Ideale verbunden war. Die neuere Theologie hat versucht, diese Tendenz zu korrigieren. An die Stelle der entweder zu „abstrakten“ oder zu „verdinglichenden“ Vollendungs Vorstellungen treten jetzt Erläuterungen der christlichen Hoffnung, die vor allem personale, auf Begegnung und Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch bezogene Ausdrucksformen heranziehen.

Wichtig ist dabei die Wiederentdeckung der christologisch-trinitarischen Dimension: „Himmel“ bedeutet Einbezogenwerden des Menschen in die Liebe des Vaters durch Christus im Heiligen Geist, Vollendung der trinitarischen Selbstmitteilung Gottes an die Kreatur. Die Vorläufigkeit jeder theologischen Rede über diese Vollendung, der eschatologische Vorbehalt also, unter dem unser Sprechen steht, wird in doppelter Hinsicht neu akzentuiert: einerseits durch eine intensive Reflexion auf Wesen und Funktion metaphorischer Sprachformen, andererseits durch das Eingeständnis, dass die letzte Bewährung aller eschatologischen Verheißungen noch aussteht. Sie bleibt dem Vollendungshandeln Gottes selbst vorbehalten, auf das der Osterglaube proleptisch verweist. Gott allein kann und muss „am Ende“ den Illusionsvorwurf gegen die christliche Hoffnung entkräften, den menschliche Theologie hier und jetzt niemals abschließend zu widerlegen vermag.

In dieser Ausrichtung auf einen personalen, in seiner Freiheit unverfügbaren Gott und sein real-zukünftiges Handeln, in dem sich die Geschichte jedes einzelnen Menschen und der Welt insgesamt vollenden wird, unterscheidet sich die christliche Rede vom Himmel wohl auch am deutlichsten von Heilskonzepten solcher Religionen und Weltanschauungen, die das Ziel menschlicher Erlösungshoffnung in einem bestimmten Bewusstseinszustand definieren, der durch spirituelle Praxis schon unter den Bedingungen des irdischen Lebens (wenigstens anfanghaft) erreichbar ist. Diese Differenz ist auch im christlich-buddhistischen Dialog zu benennen.

IV. Verknüpfung des Himmelsbegriffs mit dem christlichen Menschenbild

Wenn die christliche Vollendungshoffnung aus einer zu starken Verengung auf das „Ankommen der Seele bei Gott“ befreit wird, erkennt man, dass sie vom Menschsein in zwei Grunddimensionen spricht: in der Spannung von Individualität und Kollektivität einerseits, von Geistigkeit und Leiblichkeit andererseits. Damit greift sie zentrale Aspekte christlicher Anthropologie auf: Wie jeder Mensch von Gott als einzigartiges Individuum geschaffen und nur unter Einbeziehung seiner personalen Freiheitsentscheidung erlöst wird, so bleibt er auch in der Glorie als von Gott

unterschiedenes Subjekt erhalten.

Es gehört zu den Stärken der Lehre von der „visio beatifica“, dass sie von Gott als Vollender spricht, der sich dem Menschen gewissermaßen in dessen ureigenes Erkennen und Wollen hinein-schenkt, indem er sein Wahrheitsstreben als Objekt und zugleich als übernatürliche Form erfüllt. Der Mensch soll sein ewiges Glück in einem geistigen Akt erreichen, der ihn zugleich ganz zu Gott und ganz zu sich selbst führt. Schon diese Bestimmung der himmlischen Glückseligkeit zeigt, dass der nicht nur aus der Perspektive östlicher Religionen, sondern auch bei manchen (post-)modernen christlichen Theologen geäußerte Vorwurf ins Leere läuft, die Hoffnung auf individuelle Seligkeit bei Gott sei geradezu ein Akt letzter Egozentrik und widerspreche damit dem neutestamentlichen Ethos. Christliche Selbstlosigkeit ist kein Programm der Dekonstruktion von Subjektivität, sondern ein Weg ihrer Befreiung und Vollendung. Theologien, die dem Menschen als Individuum keine Hoffnungsperspektive nach dem Tod mehr bieten – wie es mit unterschiedlichen Argumenten in einigen Formen der Prozesstheologie und Existentialtheologie der Fall ist –, geben das Zentralmoment christlicher Hoffnung auf.

Stärker als in Teilen der Tradition wird man heute aber auch wieder den kollektiven Aspekt der christlichen Vollendungshoffnung betonen dürfen. Wie niemand allein für sich zum Glauben an Christus kommt, sondern nur vermittelt durch die Traditions- und Bekenntnisgemeinschaft der Kirche, so geht niemand einem einsamen Glück bei Gott entgegen, sondern dem Leben in der „Gemeinschaft der Heiligen“. „Der Himmel“, so Joseph Ratzinger, „kennt keine Isolierung; er ist die offene Gemeinschaft der Heiligen und so auch die Erfüllung alles menschlichen Miteinanders, die nicht Konkurrenz zu, sondern Konsequenz aus dem reinen Geöffnetsein für Gottes Angesicht ist.“

Manche Gegenwartstheologen versuchen, diese direkte Proportionalität von individueller und sozialer Vollendung aus der Aufnahme der Menschen in die trinitarische Gemeinschaft Gottes zu begründen, da in ihr ebenfalls erst aus dem je vollkommenen Eigensein der Personen die höchste Einheit im Wesen, das Liebe ist, erwache. Vielleicht reicht auch schon der spekulativ etwas bescheidenere Gedanke aus, dass für uns Menschen jede Freude erst dann voll-

kommen wird, wenn wir sie anderen mitteilen und ihre Mitfreude als Antwort empfangen dürfen. Warum sollte dies in der Seligkeit des Himmels anders sein?

Das christliche Bekenntnis zielt zweitens auf die Vollendung des ganzen Menschen mit Seele und Leib. Über die geistige Schau Gottes als Formalgrund der himmlischen Seligkeit haben wir ausführlich gesprochen. Das 20. Jahrhundert hat daneben die leibliche Auferstehung und damit die Einbeziehung des ganzen Menschen als Inbegriff der biblischen Hoffnung neu in den Vordergrund gerückt. Wie dieses Bekenntnisstück in theologisch reflektierter Form zum Ausdruck gebracht werden kann, hängt mit anthropologischen und eschatologischen Prämissen zusammen, die unter christlichen Theologen nicht unerheblich differieren. So variieren in der Diskussion die Modelle für das Verstehen von „Auferweckung der Toten“ je nachdem, ob man eine dualistische oder monistische Anthropologie vertritt und welche Kriterien man für Leiblichkeit und Zeitlichkeit menschlicher Existenz im Eschaton geltend macht.

Dies näher zu entfalten, wäre ein eigenes Thema. Auf jeden Fall aber gilt: Die christliche Hoffnung schließt die Überzeugung ein, dass der Mensch hier und jetzt gerade auch in seiner leiblichen Dimension ein Wesen unentfalteter Möglichkeiten ist. Erst in der vollkommenen Gemeinschaft mit Gott werden wir uns „ganz“ zum Ausdruck bringen können, denn erst dann wird uns ein Leib geschenkt werden, der das Wesen von Leiblichkeit in möglichst reiner Form verwirklicht: nämlich Medium menschlicher Freiheit und Kommunikation zu sein. Wenn unser Geist ganz von Gott erfüllt ist, so lehrt Thomas von Aquin, wird er auch seinen Leib in ungeahnter Weise formen, vergeistigen können. In der christlichen Eschatologie ist diese Hoffnung auf leib-seelische Vollendung des Menschen untrennbar verknüpft mit der Hoffnung für den Kosmos als Ganzen, denn verherrlichtes leibhaftiges Menschsein ist nur vorstellbar innerhalb eines „neuen Himmels und einer neuen Erde“. In dieser Gesamtperspektive erhalten auch die zunächst anthropozentrischen Vollendungsbilder der Schrift eine kosmische Weitung.

V. Die christliche Eschatologie steht einer Verabsolutierung der Welt entgegen

Mit dieser letzten These kehren wir zu einem zentralen Einwand der neuzzeitlichen Religionskritik zurück: Ist die christliche Hoffnung auf den Himmel nicht Entwertung der existierenden Welt, verdrängende Ablenkung von der irdischen Realität? Dieser Vorwurf ist gewiss zu simpel formuliert. Tatsächlich stellt der christliche Glaube an ein ewiges Leben den Glaubenden in ein spannungsvolles Verhältnis zur gegenwärtigen Welt.

Zweifelloso lehrt er auf der einen Seite die Vorläufigkeit der Schöpfung, wie sie sich uns hier und jetzt darstellt. Er ist überzeugt, dass die für uns erfahrbare Realität noch nicht das endgültige Ziel ist, zu dem wir unterwegs sind. Die paulinischen Sätze, dass die „Gestalt dieser Weltzeit vergeht“ (1 Kor 7,31) und „unsere Heimat im Himmel ist“ (Phil 3,20), gehören eng zusammen. Weil eine kontingente Welt keine Erfüllung der nach Gott ausgreifenden Sehnsucht des Menschen bietet, strebt unsere Sehnsucht über sie hinaus auf das einzig wahre, höchste Gut. Die Konsequenz dieser Einsicht ist schon bei Paulus eine Haltung der Indifferenz gegenüber denjenigen Gütern, die in der „Welt“ die wichtigsten zu sein scheinen (1 Kor 7,29ff).

Die christliche Frömmigkeit ist von dieser Umkehrung der Wertehierarchie tief geprägt und berührt sich gerade in diesem Punkt mit Überzeugungen der übrigen Weltreligionen. Als Proprium des biblischen Monotheismus darf dagegen ein anderer Aspekt gelten, der ebenfalls mit der Infragestellung der Jetztzeit durch das „saeculum venturum“ zusammenhängt und in der neueren Theologie besondere Hervorhebung erfährt: Der Blick in den Himmel hält die Gerechtigkeitsfrage offen. Er bietet die Hoffnung, dass die Opfer nicht im Abgrund der Geschichte untergehen, sondern ihre Würde wiedererlangen können, die ihnen im Erdenleben geraubt wurde.

Mit dieser Einsicht kehrt man an den Ursprung der biblischen Auferstehungshoffnung in der frühjüdischen Märtyrertheologie zurück. Manche Gegenwartstheologen gehen noch einen Schritt weiter. Sie sehen die Erwartung einer himmlischen Belohnung der Guten durch Gott für ergänzungsbedürftig an, indem sie fordern, diese Hoffnung in die Perspektive einer universalen Versöhnung zwischen Tätern und Opfern im Angesicht Gottes zu erweitern. Erst so könne die vollständige Durchsetzung des Heilsplanes Gottes für die Welt gedacht und gleichermaßen menschliche Freiheit radikal ernst genommen werden. Anspruch und Konsequenzen dieser These, vor allem ihrer Verhältnisbestimmung zwischen Mensch und Gott und des Postulats, dass sich die Freiheitsgeschichte des Menschen nach dem Tod fortsetzen soll, bedürfen noch einer eingehenden kritischen Diskussion.

Der christliche Himmelsglaube führt nicht bloß zur Einsicht in die Vorläufigkeit der gegenwärtigen Welt, sondern unterstreicht zugleich deren hohe Würde. Die begrenzte Lebenszeit auf Erden besitzt ihren unaustauschbaren Wert als Zeit der Entscheidung für Gott, die gegenwärtige Welt ist derjenige Raum, in dem – traditionell gesprochen – der Mensch mit Hilfe der Gnade Verdienste erwerben kann, die für sein ewiges Schicksal entscheidend sind. Der Blick in den Himmel lähmt darum nicht irdisches Handeln, sondern provoziert es.

Weil zudem die Hoffnung auf Vollendung nicht nur den Menschen, sondern die ganze Schöpfung einbezieht, ist sie Aufruf, schon in dieser Welt nach Spuren des jetzt noch verborgenen Ewigen zu suchen. Vielleicht kann dann sogar das Leiden der Schöpfung, wie Paulus im Römerbrief sagt, als Geburtsschmerz einer noch nicht ans Ende gelangten Transformation verstanden werden (vgl. Röm 8,18-23). Wer als Christ glaubt, dass der Kosmos eine ewige Zukunft hat, ist ermächtigt, diese Vollendung zeichenhaft vorwegzunehmen. Dies geschieht in der eucharistischen Liturgie, die in der Einbeziehung der Schöpfungsgaben in das Mysterium der Verwandlung das kosmische Osterfest antizipiert.

Aber genauso zentral ist auch hier der ethische Aspekt, den die Gegenwartstheologie wiederum besonders hervorhebt: Der Glaube an die „kommende Welt“ soll den Blick nicht von der gegenwärtigen ablenken, sondern zu einer Praxis motivieren, die schon jetzt auf die Durchsetzung von Frieden und Gerechtigkeit abzielt. Selbst wenn der Einsatz nach menschlichem Maßstab vergeblich bleibt – in der Perspektive gläubiger Hoffnung versteht sich diese Weltzuwendung stets als Realsymbol der von Gott verheißenen Zukunft. Christliche Eschatologie vermag so zuweilen überraschend konkrete gesellschaftlich-politische Relevanz zu entfalten. □



Ein Filmteam des Bayerischen Rundfunks zeichnete die Abendveranstaltung für die Sendereihe „alpha-Lógos“ im Bildungskanal „ARD-alpha“ auf.

Ausstrahlungstermin war der 15. März 2015, in der Mediathek des Bayerischen Fernsehens steht die Sendung zum Ansehen bereit.

Weltenkreislauf

Peter Gäng

I. Keine für Buddhisten unwichtige Fragestellung

Wenn es um Entstehen und Vergehen des Universums geht, könnte man mit dem Buddhismus im Grunde sagen: Die Vorstellungen, die es im Buddhismus zur Frage der Entstehung des Universums oder zur Kosmologie insgesamt gibt, interessieren mich nicht. Für mich sind die buddhistische Praxis – vorwiegend die Meditation – und die Ethik wichtig, mich interessiert die buddhistische Philosophie. Ohnehin geht es im Buddhismus ja darum, aus dem Kreislauf des Leidens auszusteigen. Und tatsächlich würden die meisten der Buddhistinnen und Buddhisten, die ich kenne, genau das sagen. Sie könnten sich dabei sogar auch auf Buddha berufen, der Fragen wie die nach dem Ursprung des Universums grundsätzlich abgelehnt hat.

Aber ganz so einfach ist es nicht. Einerseits sind auch wichtige Teile der buddhistischen Meditation mit dem buddhistischen Weltbild verknüpft, und die Versuche, hier Ersatz zu finden, sind noch nicht sehr weit gediehen. Und natürlich stellen wir uns als Menschen auch Fragen, die für unser alltägliches Dasein vielleicht nicht so wichtig sind, die uns aber brennend interessieren. Hierzu gehört ganz sicher die Frage danach, ob unser Universum einen Anfang hat oder ob es anfangslos ist, und wie das dann jeweils ausgesehen haben muss.

Buddha hat Fragen dieser Art immer zurückgewiesen, weil er sie für die Befreiung vom Leiden nicht für relevant hielt. Aber nicht zufällig haben sich alle Religionen und Philosophien und nicht zuletzt auch unsere Wissenschaften intensiv mit diesen Fragen beschäftigt und sind dabei zu den unterschiedlichsten Ideen gekommen. Letztlich ging auch Buddha von bestimmten Vorstellungen aus, die sich dann in seiner Lehre wiederfinden und nicht einfach beiseite geschoben werden können.

II. Vom Aussehen unseres Universums

Nach den alten Vorstellungen des Buddhismus (ich gehe hier nur von der frühen Überlieferung aus) ist die Welt zunächst in mehrere hierarchische Schichten gegliedert. Eine grobe Unterteilung geht von drei Bereichen aus: dem Bereich der Begierden, dem Bereich der Formen und dem Bereich der Nichtformen, wobei man Wesen aus dem Bereich der Formen im Prinzip noch sinnlich wahrnehmen kann, während dies für Wesen aus dem Bereich der Nichtformen nicht gilt.

Der Bereich der Begierden ist der Bereich, in dem wir Menschen angesiedelt sind. „Unterhalb“ – nicht unbedingt räumlich zu verstehen – die Welten der Hungergeister, der Tiere, und zahlreiche Höllen (Dante hätte seine Freude gehabt.). „Oberhalb“ unserer Welt gibt es – immer noch im Bereich der Begierden – mehrere Götterwelten, deren Bewohner sich in einem gewissen Umfang mit der griechischen Götterwelt vergleichen lassen. Der darüber liegende Bereich der Formen beherbergt wieder mehrere Ebenen von Gottheiten, die sich insgesamt (von unten nach oben) durch immer größere Schönheit und Lichthaftigkeit und immer längere Lebensdauer (bis zu 16.000 Äonen, das geht bis hin



Dr. Peter Gäng, Berlin

zu Trilliarden von Jahren) unterscheiden. Ungefähr in der Mitte liegen hier die so genannten „Leuchtenden“, das sind lichthafte Geistwesen mit einer Lebensdauer von 8 Äonen. Darüber schließlich liegt der „vierfache formlose Brahma-Bereich“, dessen Bewohner (wenn man davon noch reden kann) bis zu 80.000 Äonen leben. Die beiden obersten Bereiche werden als Bereich der „Nicht-Etwasheit“ und Bereich der „Weder-Wahrnehmung-noch-Nicht-wahrnehmung“ bezeichnet. Alle diese Bereiche sind der buddhistischen Meditation zugänglich, wobei ursprünglich wohl davon ausgegangen wurde, dass die Meditierenden tatsächlich in diesen Götterwelten verweilen. Erst wenn sie auch noch über den höchsten dieser Bereiche hinauskommen, haben sie das noch höhere Nirvāna erlangt.

Was nun unsere Welt betrifft, so wurde sie vorgestellt als aus fünf Kontinenten bestehend (ein mittlerer von vier Kontinenten umgeben), wobei man sich vorstellte, dass die Erde auf den Wassern schwimmt, darunter Feuer, darunter Wind, und darunter Raum. Auch diese Vorstellung kehrt in Meditationsformen wieder, in denen sich der oder die Meditierende spiegelbildlich zur Welt wahrnimmt (unten Erde, darüber Wasser, Feuer, Wind und Raum) und so die Identität von Makro- und Mikrokosmos erlebt. Um den großen Zahlen noch eine hinzuzufügen: Von dieser Art von Universum werden mindestens eine Milliarde angenommen. Die überlieferten Zahlen gehen bis ins Unzählbare.

III. Weltvergehung und Weltentstehung

Nach der buddhistischen Tradition ist ein Weltenzyklus (vom Anfang bis zum Ende und bis zum nächsten Anfang des Universums) außerordentlich lang – spätere Zahlenangaben landen bei ungefähr 1,28 Trillionen Jahren. Das Ende eines Universums wird als eine Art Kollaps in Wasser, Wind oder Feuer beschrieben. Der gesamte Zyklus wird in vier Teilzyklen eingeteilt: Zeit der Entfaltung des Universums, Zeit der Vorhandenheit, in der Lebewesen in unserem Sinn existieren, Zeit des Kollaps, Zeit bis zur nächsten Entfaltung eines

neuen Universums. Der gesamte Zyklus (besonders die beiden mittleren Phasen) wird durchaus als eine Art von Niedergang verstanden.

Die folgende Beschreibung von der Zeit der Vorhandenheit geht auf eine Lehrrede aus der so genannten „Langen Sammlung der Reden Buddhas“ zurück. Buddha wendet sich hier an einen brahmanischen Asketen namens Vāsetṭha:

„Vāsetṭha, es kommt aber die Zeit, daß irgendwann einmal nach Ablauf eines langen Zeitraumes diese Welt vergeht. Wenn die Welt vergeht, werden die Wesen gewöhnlich zu Leuchtenden. Dort bestehen sie aus Geist, nehmen Freude als Nahrung zu sich, erstrahlen im eignen Licht, wandeln im Raume und verharren für gar lange Zeit in Glanz und Herrlichkeit.

Vāsetṭha, es kommt aber die Zeit, daß irgendwann einmal nach Ablauf eines langen Zeitraumes diese Welt sich entfaltet. Wenn sich die Welt entfaltet, scheiden die Wesen gewöhnlich aus der Welt der Leuchtenden ab und kommen hienieden (zu neuem Dasein). Auch hier bestehen sie noch aus Geist, nehmen Freude als Nahrung zu sich, erstrahlen im eignen Lichte, wandeln im Raume und verharren für gar lange Zeit in Glanz und Herrlichkeit.

Vāsetṭha, zu dieser Zeit gibt es einzig und allein das Wasser und tiefe Finsternis herrscht da. Nicht kennt man Sonne noch Mond, nicht Gestirne noch Sterne, nicht Nacht noch Tag, nicht Monat noch Halbmonat, nicht Jahreszeiten noch Jahre, nicht Frau noch Mann. Die Leuchtwesen haben nur die Bezeichnung „Wesen“.

Vāsetṭha, da nun breitete sich irgendwann einmal nach Ablauf eines langen Zeitraumes für diese Wesen über dem Wasser rahmgleich eine Erdhaut aus. Sie war ausgestattet mit Farbe, Duft und Geschmack, wie wohlgelungene Schmelzbutter, oder wie wohlgelungene frische Butter, solches Aussehen hatte sie, wie tadelloser Bienenhonig schmeckte sie.

Vāsetṭha, da war nun ein Wesen von lüsterner Natur. Es kostete mit dem Finger die Rahmhaut. Sie schmeckte ihm, und so lernte es den Durst/Begehren kennen. Vāsetṭha, auch andere Wesen folgten dem Beispiel, wie sie es von diesem Wesen gesehen hatten, und kosteten mit dem Finger die Erdhaut. Ihnen, die die Erdhaut mit dem Finger kosteten, schmeckte sie, und auch sie lernten den Durst/Begehren kennen. Vāsetṭha, da machten sich diese Wesen daran, mit beiden Händen bissengroße Klumpen aus der Erdhaut zu formen und zu genießen. Vāsetṭha, als diese Wesen sich nun daran machten, mit den Händen bissengroße Klumpen aus der Erdhaut zu formen, da schwand diesen Wesen ihr eigener Glanz. Als ihr eigener Glanz geschwunden war, wurden Sonne und Mond sichtbar, als Sonne und Mond sichtbar geworden waren, erschienen die Sternbilder und Sterne. Als diese erschienen waren, kannte man Tag und Nacht ... Halbmonate und ... Jahreszeiten und Jahre, Vāsetṭha, so hatte diese Welt sich wieder einmal entfaltet.

Vāsetṭha, diese Wesen verbrachten nun eine lange Zeit, während sie diese Erdhaut aßen, sich davon nährten und sie genossen. Und da entwickelte sich eine gewisse Festigkeit im Körper dieser Wesen, und zum Vorschein kamen Schönheit und Hässlichkeit. Die einen Wesen waren schön anzusehen, die anderen hässlich. Da verachteten die Wesen, die schön von Aussehen waren, jene, die hässlich aussahen: ‚Wir sind schöner als jene, jene sind hässlicher als wir.‘ Wegen ihres Stolzes über ihre Schönheit wurden sie hochmütig und die Erdhaut verschwand.“

In den folgenden Abschnitten wird berichtet, dass an Stelle der Erdhaut

eine Erdborke entstand, die wiederum wegen des zunehmenden Stolzes der Wesen verschwand, desgleichen vergeht auch nach der Erdborke eine Rankpflanze. Der Bericht fährt fort:

„Vāsetṭha, als für jene Wesen nun die Rankpflanze verschwunden war, erschien wildwachsender Reis ohne Spelzen und Hülsen, wohlduftend mit hülsenlosen Körnern. Was sie davon abends zum Abendessen holten, das war am Morgen wieder nachgewachsen und nachgereift. Was sie morgens zum Frühstück holten, war abends wieder nachgewachsen und nachgereift. Vāsetṭha, während diese Wesen nun lange Zeit den wildwachsenden Reis aßen, sich davon nährten und ihn genossen, nahm die Festigkeit in ihrem Körper in immer stärkerem Maße zu und zum Vorschein kam immer stärker der Unterschied von Schönheit und Hässlichkeit. Und es entstanden die weiblichen Geschlechtsorgane bei der Frau und die männlichen beim Manne. Und die Frau betrachtete zu lange den Mann, und der Mann betrachtete zu lange die Frau. Da sie einander zu lange betrachteten, entstand die Liebesleidenschaft und eine quälende Begierde zog in ihren Körper ein. Wegen dieser quälenden Begierde machten sie sich an die Ausübung des Geschlechtsverkehrs. Vāsetṭha, als jene Wesen damals sahen, wie sie den Geschlechtsverkehr ausübten, da bewarfen die einen sie mit loser Erde, die anderen mit Erdklumpen, andere wieder mit Kuhmist: ‚Stirb, du unreines Geschöpf, stirb, du unreines Geschöpf! Wie kann nur ein Wesen so etwas mit einem Wesen machen!‘ So kommt es, dass in

Nach den alten Vorstellungen des Buddhismus ist die Welt zunächst in mehrere hierarchische Schichten gegliedert.

manchen Gegenden unter den Leuten, wenn die Braut fortgeführt wird, die einen mit loser Erde, die anderen mit Erdschollen und andere wieder mit Kuhmist nach ihnen werfen. Sie handeln da unter der Nachwirkung jener alten, uralten Vorstellung, aber die Bedeutung davon wissen sie nicht. Als Unrecht hat ja damals gegolten, was heute als Recht gilt.“

Im Ergebnis haben die in diesem Prozess zu Menschen gewordenen Wesen dann Häuser gebaut, damit niemand diese Schande sehen musste. Als nächstes kam dann einer dieser Menschen auf die Idee, dass es ja mühselig ist, jeden Morgen und jeden Abend Reis zum Essen zu holen, und holte nur noch einmal Reis für beide Mahlzeiten. Andere erweiterten den Zeitraum auf zwei Tage, vier Tage, acht Tage und parallel dazu verschwand die Eigenschaft des Reisessens, sich von Tag zu Tag zu erneuern, und die Körner bekamen Hülsen und wurden weniger. Als Reaktion darauf beschlossen die Menschen, Reisfelder zu verteilen und abzugrenzen. In der Folge kam es zu Diebstählen von Reis, zu erfolglosen Schlichtungsversuchen, zu Lügen und Streitereien und schließlich zu gewaltsamen Auseinandersetzungen.

Dies alles führte dazu, dass die Menschen sich eine Art Führer erwählten und eine Form von Strafrecht einrichteten, nachdem die Missetäter bestraft und verbannt wurden. Auf diese Weise entstand eine Hierarchie mit Herrschern, Feldherren, Priestern und Leuten, die sich in die Wälder zurückzogen, in den Dörfern auf Bettelgang gingen, und insgesamt eine Art von spirituellem Leben führten.



Die Theologin und Religionswissenschaftlerin Prof. Dr. Katharina Ceming aus Augsburg, die die Reihe für die Akademie konzipiert, moderierte beide Abendveranstaltungen.

Im weiteren Verlauf entstanden dann verschiedene Berufe und schließlich die verschiedenen Kasten: Priester, Krieger, Kaufleute, Handwerker/Bauern. Aus allen Kasten gab es auch welche, die sich für die Askese, für den so genannten „Gang in die Hauslosigkeit“ entschieden, wo die Menschen unabhängig von ihrer Kaste gleich waren.

In einer anderen Lehrrede wird geschildert, wie mit dem Beginn einer Führerschaft samt Rechtsprechung die Probleme wachsen. Ausgangspunkt ist ein Herrscher vor langer Zeit, als die Lebensdauer noch bei 80.000 Jahren lag, der nach den üblichen buddhistischen Regeln herrschen will: Niemand soll töten, stehlen, lügen, Ausschweifungen huldigen, Rauschmittel zu sich nehmen. Auch seine Nachfolger haben so gehandelt. Der siebte aber hat nach eigenem Gutdünken geherrscht, ohne sich um die Regel für einen Herrscher zu kümmern. Daraufhin wurde die Erde nicht mehr regelmäßig eingebracht und der Herrscher hat sich nicht mehr um die Armen gekümmert. Als die Not immer größer wurde, wurde ein Mann beim Diebstahl ertappt. Er war dem Herrscher gegenüber geständig und begründete den Diebstahl mit seinem Hunger. Der Herrscher gab ihm die Mittel, die er benötigte, sich und seine Familie aus eigener Arbeit zu ernähren. Als sich das herumsprach, fingen auch andere an zu stehlen.

Natürlich konnte der Herrscher nun nicht jeden Dieb beschenken, und so ordnete er schließlich an, dass ein durchaus geständiger Dieb geköpft wurde. Das geschah, und die Menschen fanden nun, dass man Diebe ruhig töten könne, sie bewaffneten sich, sodass Mord und

Totschlag sich breit machten. Dadurch sank insgesamt die Lebenskraft der Menschen, und ihre Nachkommen hatten nur noch eine Lebensdauer von 40.000 Jahren. Natürlich wurde auch wieder gestohlen, und ein vor den Herrscher gebrachter Dieb leugnete aus Angst vor der Todesstrafe den Diebstahl. So griff die Lüge um sich, die Lebenskraft nahm weiter ab und die Lebensdauer sank auf 20.000 Jahre. Bald wurden Diebe nicht mehr nur von den Betroffenen, sondern auch von anderen angezeigt. Üble Nachrede verbreitete sich, und die Lebensdauer sank auf 10.000 Jahre.

In dieser Phase waren dann manche Menschen schön anzusehen und andere hässlich, und die Hässlichen begehrten die schönen Frauen und verkehrten mit ihnen. So kam es zu Ausschweifungen und die Lebensdauer sank auf 5.000 Jahre. Über Schimpfrede und Geschwätzigkeit, Begehrlichkeit und Gehässigkeit, verkehrte Ansichten, Lust an Unrecht, Missachtung von Eltern und Asketen und Priestern sank schließlich die Lebensdauer auf maximal 100 Jahre. Damit sind wir dann in unserer Zeit angekommen.

In allen diesen Phasen hat es auch Buddhas gegeben (sechs in den Zeiten vor dem „historischen“ Buddha), Menschen, die als vollkommen Erwachte verstanden haben, wodurch das ganze Unglück entsteht. Und sie haben die Lehre verkündet, die die vier edlen Wahrheiten zum Kern hat. Und ebenso hat es in all diesen Zeiten auch Menschen gegeben, die den von den Buddhas gelehrt achtfahe Weg eingeschlagen haben: Rechte Sichtweise, Absicht/Gesinnung, Rede, Handeln, Le-

benswandel, Bemühen, Achtsamkeit, Sammlung/Vertiefung.

Und einst, so heißt es in der Überlieferung, wird eine Zeit kommen, wo die Lebensdauer nur noch zehn Jahre beträgt und die Menschen sich an Nahrung erfreuen, die wir für ungenießbar halten. Unheilsames Handeln wird zur Normalität, Gier und sexuelle Ausschweifung, Hass, Bosheit, Gewalt und Mordlust sind allgegenwärtig. Aber auch hier werden einige Menschen sich von diesem unheilsamen Denken, Reden und Handeln abgestoßen fühlen, sie werden dieser Welt den Rücken kehren, sich in die Wälder zurückziehen. Und sie werden sich gegenseitig wieder achten und lieben lernen. Andere werden das sehen, sich angezogen fühlen, ihr Verhalten übernehmen, sich Schritt für Schritt von all dem abkehren, was die Menschheit so tief ins Elend geführt hat. Auch die Lebensdauer wird wieder zunehmen, bis sie wieder 80.000 Jahre erreicht hat. Dann wird dort der Buddha Maitreya erscheinen und seine Lehre – die immer gleiche Lehre der Erwachten – verkünden mit den Schwerpunkten der Achtsamkeit, Vertiefung, Entschlusskraft, Urteilsfähigkeit.

Wie oben schon erwähnt, wird unsere Welt, unser Universum, schließlich durch Wasser oder Wind oder Feuer enden. Wie man das Ende durch Feuer vorgestellt hat, wird in einer anderen Lehrrede dargestellt. Dabei ist der übergeordnete Gesichtspunkt nicht das unendlich weit entfernt liegende Ende der Welt, sondern der Umstand, dass alle Gebilde vergänglich sind, sogar das Universum insgesamt. Im den „Reden des Buddha aus dem Anguttara-Nikaya“ heißt es:

„Vergänglich, ihr Mönche, sind die Gebilde! Unbeständig, ihr Mönche, sind die Gebilde! Trostlos, ihr Mönche, sind die Gebilde! Genug ist es, wahrlich, um aller Gebilde überdrüssig zu werden, genug, um sich von ihnen abzuwenden, genug, um sich von ihnen zu befreien.“

Es kommt aber einmal die Zeit, wenn irgendwann einmal, am Ende eines langen Zeitlaufes, viele Jahre hindurch, viele hundert Jahre, viele tausend Jahre, viele hunderttausend Jahre hindurch kein Regen fällt. Was es da an Keimlingen und Pflanzen, an Kräutern, Gräsern und Bäumen gibt, das muss, ohne Regen, verdorren, vertrocknen und verschwinden. So vergänglich, sind die Gebilde!

Es kommt aber einmal die Zeit, wo am Ende eines langen Zeitlaufes, eine zweite Sonne erscheint. Dann werden alle kleinen Flüsse und Teiche austrocknen, versiegen und schwinden.

Es kommt aber einmal eine Zeit, wo am Ende eines langen Zeitlaufes, eine dritte Sonne erscheint. Dann werden alle die großen Ströme austrocknen, versiegen und schwinden.

Es kommt aber einmal die Zeit, wo am Ende eines langen Zeitlaufes, eine vierte Sonne erscheint. Dann werden alle die großen Seen, aus denen die großen Ströme entspringen, austrocknen, versiegen und schwinden.

Es kommt aber einmal die Zeit, wo am Ende eines langen Zeitlaufes, eine fünfte Sonne erscheint.“ Dann gehen die Wasser des Weltmeeres 500, 1000, 3500 Meilen zurück. Und das Wasser des Weltmeeres steht dann nur noch sieben Palmen hoch, sechs, fünf, vier, drei, zwei, ja bloß eine Palme hoch. Darauf steht das Wasser des Weltmeeres nur noch sieben Mann hoch, sechs, fünf, vier, drei, zwei Mann hoch, sinkt auf eine, eine halbe Manneshöhe und geht schließlich nur noch bis zum Knöchel.

„Es kommt aber einmal die Zeit, wo am Ende eines langen Zeitlaufes, eine sechste Sonne erscheint. Dann beginnt diese große Erde mitsamt dem Sineru, dem König der Berge, zu rauchen und zu qualmen.“

Es kommt aber einmal die Zeit, wo am Ende eines langen Zeitlaufes, eine siebente Sonne erscheint. Ist aber, ihr Mönche, die siebente Sonne erschienen, so beginnt diese große Erde mitsamt dem Sineru, dem König der Berge, aufzuflammen, aufzulodern, zu einer einzigen Feuermasse zu werden, und es steigen die Flammen, vom Winde getrieben, hinauf bis zur Brahmawelt, und die viele Meilen hohen Gipfel bersten auseinander, und es zeigen sich weder Schlacke noch Asche.“

IV. Der Kreislauf von Tod und Wiedergeburt

Zur Einordnung der buddhistischen Kosmogonie hier nur ein paar Andeutungen. Das hier sichtbare Prinzip eines ewigen Kreislaufes von Entstehen und Vergehen gilt auch für jegliche Form von Leben. Was uns Menschen betrifft, wird dies mit der Formel vom bedingten Entstehen beschrieben, die mit der generellen Formel „Wenn dieses da ist, dann gibt es (oder geschieht) jenes“ den Lebensprozess beschreibt: Mit dem Dasein von Nichtwissen gibt es formende Kräfte, damit Bewusstsein, damit Name und Form, damit die sechs Wahrnehmungsfelder, damit Kontakt, damit Gefühl, damit Begehren/Durst, damit Anhaften, damit Werden, damit gibt es Geburt, damit Alter und Tod, Sorgen, Klagen, Schmerz, Schwermut, Trauer.

Diese Kette ist in verschiedenen buddhistischen Traditionen unterschiedlich interpretiert worden. Generell beschreibt sie, wie sich auf der Basis des Nichtwissens Geburt, Altern und Tod vollziehen, wobei Geburt im Allgemeinen als Wiedergeburt verstanden wurde.

Nun gibt es zwischen diesem Prozess und dem der Entstehung und Vergehung der Welt eine interessante Parallele: Zunächst ist Nichtwissen prinzipiell nur möglich, wenn es auch Wissen gibt; Wissen wird dabei verstanden als eine geistige Klarheit, die frei ist von der Unterteilung der Wirklichkeit in Subjekt und Objekt oder auf mich selbst bezogen in „Ich“ und „Rest des Universums“. Dies wird bildlich gerne so beschrieben, dass der Geist klares Licht sei, aber von hinzukommenden Befleckungen verdunkelt ist. Mit „Befleckungen“ sind Gier, Hass und Verblendung mit allen daraus entstehenden Impulsen gemeint. Sofort fällt hier die Parallele zu den „Leuchtenden“ auf, die sozusagen die ersten Bewohner unseres Universums sind, und die in der Summe durch Gier, Hass und Verblendung immer tiefer sinken und so in den Lebens- und Leidenskreislauf geraten, aus dem es aber immer wieder den Ausweg gibt, den Buddha aufzeigt.

Und noch zum Schluss: Die buddhistische Kosmogonie enthält einige Punkte, die bedenkenswert sind. Insbesondere ist es bemerkenswert, dass sie das Universum von vornherein für eine lebendige und geistige Angelegenheit hält. Wichtiger scheint mir aber, dass sie zwar phylo-genetisch nicht so recht nachvollziehbar ist (die Idee, dass früher alles besser war und dass es seit Urzeiten immer schlimmer wird, ist eine typische Idee „weiser, alter Männer“, die man schon von den Griechen her kennt), aber onto/psycho-genetisch plausibel erscheint. Tatsächlich wird das menschliche Leben immer kürzer (am Anfang scheinen wir noch fast unsterblich), tatsächlich nehmen unsere Verstrickungen in Gier, Hass und Verblendung immer mehr zu, tatsächlich haben wir immer wieder die Möglichkeit, zu verstehen, was mit uns geschieht und dann einen anderen Weg einzuschlagen. □

LIT.fest münchen 2015

vom 13. April bis 11. Mai

Als einer der Gastgeber des LIT.fest münchen konnte die Katholische Akademie Bayern an zwei Abenden mehr als 900 Literaturfreunde bei sich begrüßen. Am Abend des 13. April 2015 waren 450 Menschen gekommen, um die Eröffnungsveranstaltung mit Hanns-Josef Ortheil zu sehen und zu hören. Die Lesung wurde übrigens live im Internet gestreamt und der Film ist in der Mediathek der Katholischen Akademie Bayern eingestellt (www.mediathek-kath-akademie-bayern.de). Knapp einen Monat später, am 11. Mai 2015, fanden sich sogar 480 Literaturfreunde in der Akademie ein, um bei der Finissage des LIT.fest münchen

Reiner Kunze zu treffen und ihm zuzuhören. Lesen Sie im Folgenden zum einen eine Bewertung des Literaturfestes und einen Bericht über die beiden Veranstaltungen in der Katholischen Akademie von Professor Erich Garhammer. Der Würzburger Theologe war Kurator des Literaturfestes. Zum anderen fassen wir die beiden Veranstaltungen kurz zusammen, die von der Jungen Akademie organisiert wurden. Thomas Hürlimann und Andreas Maier waren dabei in das Verkehrsmuseum auf der Münchner Theresienhöhe geladen worden.



Genoss seine Lesung sichtlich:
Hanns-Josef Ortheil.

Das Wunder von München

Erich Garhammer

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ – unter diesem Motto veranstaltet die Deutsche Bischofskonferenz 2015 zum 50-jährigen Ende des 2. Vatikanischen Konzils ein Kunstprojekt – der literarische Teil fand in München und Freising statt.

Mit zwei Fragen wurde ich als Kurator im Vorfeld immer wieder konfrontiert:

Gibt es überhaupt Literaten, die dieser Einladung folgen werden? Dahinter verbirgt sich meines Erachtens die Vorstellung von Kirche und Bekenntniszwang und der Vermutung, dass unabhängige Schriftsteller dem aus dem Weg gehen.

Und die zweite Frage, die von innen kam und eher Erstaunen auslöste: was, die Literaten nehmen diese Einladung an? Ein Ausdruck für die eigene Minderwertigkeit und Kirchendepression. Die Literaten haben die Einladung gerne angenommen, denn sie wissen: sie werden von mir nicht instrumentalisiert oder mit einem Label versehen.

Das ist für mich das erste Wunder von München: Literaten lassen sich gerne auf das Gespräch mit einer Kirche ein, die sie nicht instrumentalisiert. So haben Hanns-Josef Ortheil, Thomas Hürlimann, Andreas Maier, SAID, Petra Morsbach, Sibylle Lewitscharoff, Martin Walser, Navid Kermani, Arnold Stadler, Christoph Ransmayr und Reiner Kunze zugesagt. Sie lasen an ganz unterschiedlichen Orten: im Verkehrsmuseum – eine Kooperationsveranstaltung mit der Jungen Akademie –, dem Priesterseminar, dem Kardinal-Döpfner-Haus in Freising, im Sendesaal des BR und im Literaturhaus – und eben auch an zwei Abenden an der Katholischen Akademie Bayern. Diese beiden Abende sollen hier näher vorgestellt werden.

Eröffnung des LIT.fest mit Hanns-Josef Ortheil

Den ersten Abend bestritt Hanns-Josef Ortheil vor 450 Zuhörern. Das Wunder von Köln, so überschrieb er ei-

nen Text über den Weltjugendtag in Köln 2005. Er hat beobachtet, wie sich diese Stadt – ansonsten dominiert vom Kommerz und beherrscht durch das graue Nirwana einer überall gleichen Fußgängerzonenlangweiligkeit, die auf eine hässliche Domplatte zuläuft – für ein paar Tage verwandelt hat: sie wurde durch die Ströme der jugendlichen Pilger wieder in ihre mittelalterliche Ursprungsidee versetzt. Genau das nennt man im Mittelalter Wunder, wie der Historiker Arno Borst schreibt: Aufhebung der menschlichen Gegensätze, Einklang von Gott und Mensch. Eine Leichtigkeit und Schwerelosigkeit, kein Kommandoton, Ausdruck von Freude und Hoffnung, der keiner stimulierenden Hilfsmittel oder Vergnügungsprothesen bedarf.

Hanns-Josef Ortheil las aus „Die Erfindung des Lebens“ und „Lo und Lu. Roman eines Vaters“ und beschrieb die unterschiedlichsten Gefühle des Menschseins. Sein Leben ist selber durchzogen von einer Grundtrauer: der Verlust von vier Brüdern und das Verstummen der Mutter. Durch das Stummsein der Mutter blieb Hanns-Josef, der 1951 geboren wurde, ebenfalls stumm. In diese Stille und dieses Stummsein mischte sich die Sprache des Vaters, von Beruf Landvermesser, Geodät: „In dieser Spannung, diesem Weg zwischen der Sprache der Stille und dem rheinischen Stille-Betäubungssprechen, bin ich groß geworden... Lange konnte ich gar nicht sprechen, kaum einen Laut, dann entstand, sehr verspätet, ein litaneihafes, staccatoartiges Gestotter, bis sich endlich das Reden Bahn brach, sturzbachartig, chaotisch, nicht mehr zu bändigen. Ich wurde zum zweiten Mal geboren in der Sprache, die Sprache hat mich wiedergeboren, und als sie mich ausgespuckt hatte als Sprechenden, war das Schreiben da, das alles besiegelnde und dadurch triumphierende Schreiben, mit dem ich jede Silbe, jedes Wort, jeden Satz festhalten konnte für immer, auf daß ich die Sprache nie mehr verlöre.“

Dieses tägliche Schreiben hat Ortheil bis heute beibehalten, er besitzt eines der größten Schreibarchive in der deutschen Literatur. Neben der Trauer gibt es im Schreiben Ortheils freilich auch die ungehemmte Freude: sie ist verbunden mit einer Stadt, mit Rom, in der das 2. Vatikanische Konzil stattgefunden hat. Es gibt also persönliche und kirchliche Befreiungserfahrungen, die mit dieser Stadt zusammenhängen.

Rom ist für ihn zu einem entscheidenden Ort geworden, zu dem er immer wieder zurückkehrt – in je unterschiedlicher Form. Ortheil hat in Rom zu seinem Schreibton gefunden: ich möchte ihn sapiential nennen im Sinne von Schmecken und Verkosten der Dinge, ja geradezu ignatianisch: Schmecken und Verkosten der Dinge von innen her.

Ein weiteres Motiv im Schreiben Ortheils ist die Schönheit des Glaubens.

Das hat nichts mit unkritischer Kirchlichkeit zu tun. Manchmal ist Ortheil regelrecht enttäuscht, wie diese Schönheit kirchlich verhunzt wird. „Warum spricht man nicht konkreter über das Leben, das wir jetzt leben... Die Blumigkeit im kirchlichen Sprechen ärgert mich. Und mich ärgert auch, mit welchen Büchern und Buchtiteln man es zu tun bekommt, wenn man in katholische Buchhandlungen geht. Das ist zum Gruseln.“ Glaube ist für ihn eine Art von Ur-Vertrauen. Und das Gebet ist existentieller Ausdruck seines Glaubens: „Etwas nicht nur mir und einem anderen, sondern auch Gott erzählen. Für meine Arbeiten ist diese letzte Ebene die fundamentalste, die alles andere bindet und hält.“

Der graue Weg der Trauer, Freude pur in Rom, das Betenkönnen als Voraussetzung des Erzählens. Das alles sind gute



Beim Auftakt des LIT.fest münchen 2015: Kurator Professor Erich Garhammer (re.) begrüßt Hanns-Josef Ortheil.



Die Finissage des LIT.fest münchen fand wieder in der Katholischen Akademie statt. Der Literaturwissenschaftler Professor Wolfgang Frühwald (li.) gab

eine thematische Einführung, Reiner Kunze war zu Lesung und Gespräch gekommen.



Unter den Gästen der Finissage waren auch Kardinal Friedrich Wetter (li.) und Konrad Zdarsa, der Bischof von Augsburg.

Gründe, warum Hanns-Josef Ortheil das LIT.fest münchen 2015 eröffnete.

Finissage mit Reiner Kunze

Die Finissage bestritt Reiner Kunze mit der Lesung von Gedichten tschechischer Autoren, deren Lebensgeschichte und Verfolgung er vor 480 Gästen bewegend erzählte, sowie dem Vortrag eigener Gedichte und von Kindergedichten. Prof. Dr. Frühwald hatte kundig ins Werk von Kunze eingeführt. Ich selber machte anhand von Beispielen aus Kunzes Werk die Idee des Lit.festes deutlich:

Kinderzeichnung

Du hattest ein viereck gemalt,
darüber ein dreieck,
darauf (an die Seite) zwei striche mit
rauch –
fertig war
DAS HAUS

Man glaubt gar nicht,
was man alles
nicht braucht
(Reiner Kunze, gedichte, 23)

In diesem Kindergedicht von Reiner Kunze verbirgt sich meine Idee des Literaturfestes: keine Eventisierung der Literatur, keine Lesungen auf dem Olympiaturm oder in der Straßenbahn, im Luftschutzbunker oder in der Disco. Literatur sollte als Literatur zur Geltung kommen. Und sie braucht ganz wenig: Einen kostbaren Stoff, einen Tisch, einen Stuhl und einen Literaten, der vorträgt und natürlich Sie – die Zuhörinnen und Zuhörer, die aufmerksam lauschen. Poesie hat ihre eigene Kraft und ihre eigene Stärke, sie braucht keine sekundären Aufmerksamkeitsgeneratoren. Außer Stille, Konzentriertheit und Offenheit und das hoch gesetzte Herz – das *sursum corda*.

Poeten stehen für diese Poesie ein, sie opfern ihr nicht das Leben, aber sie führen ihr Leben für die Poesie und für die Sprache – und das bedeutet Verzicht.

Und das Gedicht ist Verzicht
im Leben wie in der Sprache
Doch im Leben zuerst
und in beidem gleichviel
(Reiner Kunze, gedichte, 206)

Welche Früchte in solcher Einsamkeit, in solchem Eremitentum entstehen, haben wir beim Literaturfest verkosten dürfen. Es ist sofort erkennbar, ob Literatur Meinungen vertritt oder ob sie mit Sprache Welt gestaltet.

Meine leitende Absicht war Absichtslosigkeit – das Literaturfest als Inszenierung dieser Absichtslosigkeit. Kein instrumentalisiertes Interesse, sondern eine Bühne bereiten für die Poesie, wo sie das Ihre sagen kann. Natürlich ist jede Auswahl auch Absicht und die getroffene Auswahl war die Beschränktheit meines Kosmos, nicht die Beschränktheit der Poesie.

Zu dieser Haltung der Absichtslosigkeit gehört für mich eine zweite Haltung: die Haltung des Entgegengehens. Wenn Besuch kommt, gehe ich ihm entgegen. Das bedeutet Respekt, aber auch Vorfreude.

Kunze hat seine Gedichte aus der Haltung des Entgegengehens geschrieben.

„Das Gedicht als äußerster Punkt möglichen Entgegengehens des Dichters, als der Punkt, in dem auf seiner Seite die innere Entfernung auf ein Nichts zusammenschumpft. Das Gedicht als Bemühung, die Erde um die Winzigkeit dieser Annäherung bewohnbarer zu machen.“

Kunze ahnte nicht, als er das schrieb, dass er ganz in der Intention der Konzilsväter des 2. Vatikanischen Konzils formulierte: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute ist auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“

Dort wo Poesie den Gefühlen der Menschen bis auf den Grund nachgeht, dort wo Theologie und Kirche das Gleiche tun, berühren sie sich in ihrem in-

nersten Kern, in der Haltung des Entgegengehens. Die Kirche hat sich diese Haltung auf dem 2. Vatikanischen Konzil unhintergebar zu Eigen gemacht und in ihr Selbstverständnis unauslöschlich eingeschrieben. Sie ist nur bei sich, wenn sie außer sich ist – nämlich bei den Menschen, denen sie entgegengeht.

Und so war es die einzige Absicht des Literaturfestes, das 50-jährige Jubiläum des Konzilsendes nicht nur theologisch oder kirchenpolitisch zu markieren, also über das Konzil zu reden, sondern in der Spur des Konzils zu handeln und unwahrscheinliche Begegnungen zu ermöglichen – zwischen Literatur und Kirche. □



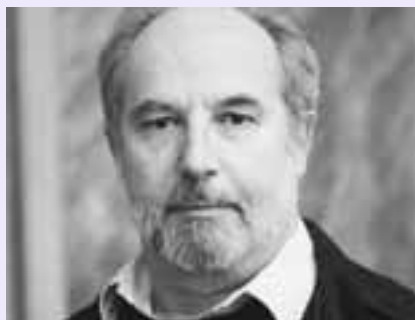
Die Junge Akademie und das LIT.fest münchen

Im Rahmen des LIT.fest münchen 2015 waren am Montag, den 20. April, Thomas Hürlimann und am Montag, den 27. April, Andreas Maier zu Gast bei der Jungen Akademie, die zu beiden Veranstaltungen in das Auditorium des Verkehrszentrums des Deutschen Museums eingeladen hatte. Auge in Auge mit schnittigen Oldtimern und kultigen Tramwagen lauschten jeweils ca. 30 Zuhörerinnen und Zuhörer den beiden Lesungen. Thomas Hürlimann las mehrere Episoden aus seinem Geschichtenband „Die Satellitenstadt“ und zog das Publikum mit seiner brillanten Erzählweise sofort in seinen Bann. Auch im Gespräch, das sich an die Lesung anschloss, überzeugte Hürlimann nicht nur mit seinem geschliffenen Sprachstil, sondern auch mit humorvollen Anekdoten und Erzählungen aus seiner Schreibwerkstatt.

Auch Andreas Maier konnte eine Woche später seine Zuhörerinnen und

Zuhörer überzeugen. Noch vor dem offiziellen Erscheinungstermin des vierten Bandes seiner auf 11 Teile angelegten Chronik „Ortsumgehung“, der am 9. Mai mit dem Titel „Der Ort“ veröffentlicht wurde, ließ Maier sein Publikum Anteil haben an den Erfahrungen

seines pubertierenden Protagonisten. Im anschließenden Gespräch beantwortete der hessische Schriftsteller, der momentan in Hamburg lebt, locker und unkompliziert die interessierten Fragen der Zuhörerinnen und Zuhörer.



Auf Einladung der Jungen Akademie las Thomas Hürlimann (Foto: Jürgen Bauer) im Verkehrszentrum ...



... ebenso wie Andreas Maier.

„Lumen Gentium“

Ein interreligiöses Gespräch über Kirche

Im November 1964 verabschiedete das Zweite Vatikanische Konzil die Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“. Benannt nach den ersten Worten des Lehrschreibens – zu Deutsch: „Licht der Völker“ – beschränkte sich das Konzil in dieser Konstitution aber nicht auf die katholische Kirche, sondern nahm eine universelle Perspektive ein. Dazu sah sich auch die Katholische Akademie Bayern bei einer Veranstaltung anlässlich des 50.

Jahrestages der Veröffentlichung von „Lumen Gentium“ am 29. November 2014 verpflichtet und lud zu einem interreligiösen Gespräch über Kirche ein. Lesen Sie in der Folge zwei bei der Veranstaltung gehaltenen Referate, bei der die katholische und jüdische Sicht dargelegt werden. Der Beitrag von muslimischer Seite, von Herrn Professor Edna Aslan, steht schriftlich leider nicht zur Verfügung.

Die Kernaussagen von „Lumen Gentium“

Peter Neuner

Ein junger Priester aus China, Doktorand an unserer Fakultät, hat mir berichtet, er sei Christ in der zweiten Generation. Seine Großmutter habe zwar an Christus geglaubt und diesen Glauben gelebt, sie habe sich aber nicht taufen lassen. Denn, so ihre Begründung, ihr früh verstorbener Mann hatte noch keinen Kontakt mit der Kirche und sie wolle nicht in den Himmel kommen ohne ihren Mann, dem als Heiden der Himmel verschlossen sei.

Eine anrührende Geschichte über die Wirkungen des alten Satzes *extra ecclesiam nulla salus*, außerhalb der Kirche gebe es kein Heil. Was ist die Kirche, die es wagt, so steile Thesen aufzustellen? Martin Luther hat zwar geschrieben, es wisse ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche ist, aber seither haben viele Theologen den Wunsch geäußert, sie wollten, sie wären dieses Kind. Auch in der offiziellen Lehre der Kirche gab es wenig Klarheit, jedenfalls dann, wenn man Kirche nicht einfachhin mit der Institution oder der Hierarchie identifizierte. Und eine solche Identifizierung war eigentlich jedenfalls seit Augustin ausgeschlossen. Was ist die Kirche, wo sind ihre Grenzen, wer gehört zu ihr und wer nicht? Weder das Konzil von Trient, das angesichts der Reformation eine Antwort auf die Frage geben wollte, was die wahre Kirche ist, noch das I. Vatikanum hatten es vermocht, eine in sich geschlossene Lehre von der Kirche zu formulieren. Das II. Vatikanum hat mit diesem Versuch Neuland betreten und so ist es nicht verwunderlich, dass zunächst recht unterschiedliche Visionen hart aufeinander prallten.

Die Vorbereitungskommissionen, die Arbeitstexte für das Konzil zu erstellen hatten, waren weithin von der römischen Kurie geprägt. Dort war man über das kommende Konzil gar nicht erfreut, so etwas kann nur Unruhe stiften, und das war das Letzte, was man sich wünschte. Viele Mitglieder dieser Kommissionen waren überzeugt, dass die Kirche, ihre Lehre und Theologie im of-



Prof. Dr. Peter Neuner, Professor em. für Dogmatik und Ökumenische Theologie an der Universität München

fiziell verbindlichen Lehrsystem den Endpunkt aller Entwicklung erreicht habe. Nun könne es keine Weiterentwicklung mehr geben, eine Verbesserung sei nicht mehr möglich. Sie haben folglich die Vorschläge, die aus aller Welt eintrafen, in ein streng konservatives System gebracht, das die überkommene Lehre gleichsam für alle Zeiten festschreiben wollte. 72 Texte bereiteten diese Kommissionen für das Konzil vor und sie waren überzeugt, dass damit alle eventuell anstehenden Probleme gelöst seien.

Kardinal Lehmann berichtet, dass Pater Tromp, die rechte Hand des konservativen Kardinals Ottaviani, vorhersagte, das Konzil werde schnell über die Bühne gehen, im Grunde sei alles schon fertig. Die Bischöfe könnten gar nicht anders, als die ihnen vorgelegten Texte annehmen. Das entspreche der Verfas-

sung der katholischen Kirche und der Stellung des Papstes. Kritik oder gar Veränderung der Vorlagen stehe den Bischöfen nicht zu. Spätestens an Weihnachten, so Pater Tromp, sei das Konzil vorüber und die Bischöfe wieder in ihren Diözesen.

Es wurde damals kaum bekannt, dass die nicht so denkenden Bischöfe diese vorbereiteten Texte heftig kritisierten. Die beiden deutschen Kardinäle Frings (Köln) und Döpfner (München) haben noch ein halbes Jahr vor Konzilsbeginn den Papst beschworen, diesen zu verschieben. Die Vorlagen seien unbrauchbar, das Konzil könne auf dieser Grundlage nicht arbeiten. Viele Theologen waren höchst besorgt, was bei diesem Unternehmen wohl herauskommen würde. Karl Rahner etwa fuhr als Peritus zum Konzil, um, wie er schrieb, zu verhindern, was noch zu verhindern war.

Und dann kam es ganz anders, als es die konservativen Kreise erwartet hatten. Das Konzil hat sich seine Freiheit erkämpft. Bereits in den ersten Tagen wurden die Vorschläge der römischen Kurie für die Zusammensetzung der einzelnen Kommissionen zurückgewiesen und mit den ihnen vorgegebenen Vorlagen verfahren die Bischöfe ebenso. Als erstes wurde ein Text über das Verständnis der Offenbarung nach massiven Kontroversen von Papst Johannes XXIII. selbst abgesetzt. Das war der Durchbruch. Am Ende der ersten Sitzungsperiode, im Dezember 1962, waren alle 72 Textvorlagen entweder abgelehnt oder zurückgezogen, so auch der Entwurf für eine theologische Deutung der Kirche.

Dieser Text hatte die Kirche ganz im herkömmlichen Sinne von ihren Ämtern und Strukturen her in den Blick genommen. Zur Kirche gehören demnach jene, die den rechten Glauben bekennen, die Sakramente empfangen und in Gemeinschaft mit dem Papst und den Bischöfen stehen. Alle anderen sind demnach keine Glieder der Kirche. Nachdem im I. Vatikanum 1869/70 die Papstdogmen definiert worden waren, sollte nun das Bischofsamt als göttliche Einrichtung und als konstitutiv für die Kirche festgeschrieben werden. Der Ansatz aber, die Kirche von ihren Ämtern her in den Blick zu nehmen, war unverändert geblieben.

Diesen Klerikalismus hat nun aber die Mehrheit der Konzilsväter nicht mehr akzeptiert. Folglich musste ein neuer Text entworfen werden, und dieser sollte, wie der Vorschlag mehrerer führender Bischöfe lautete, eine zweifache Ausrichtung haben: Kirche ad intra und Kirche ad extra. Man wollte die Kirche in sich und in ihrer Stellung zur Welt und in der Welt umreißen.

Zunächst versuchte man, diese beiden Aspekte, das ad intra und das ad extra, miteinander zu verbinden. Faktisch sind nach intensiven Diskussionen dann doch zwei Dokumente entstanden: Die dogmatische Konstitution „Lumen Gentium“ (LG) und die Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute. Dennoch sind beide eng miteinander verwoben und umschreiben das Selbstverständnis von Kirche, beide stehen unter dem Motto: „Kirche, was sagst du über dich selbst“. Diese beiden Konstitutionen bilden die zentralen Dokumente des Konzils. Die Dekrete etwa über den Ökumenismus, die Weltreligionen, die Mission, die Religionsfreiheit, aber auch die Konstitutionen über die Liturgie und über die Offenbarung können geradezu als Ausführungsbestimmungen zu diesen beiden Kirchenkonstitutionen verstanden werden.

Die Bemühung, einen überkommenen Klerikalismus und Triumphalismus zu überwinden, zeigt sich vor allem darin, dass dem Kapitel über das Bischofsamt, das nach den Vorstellungen der

Vorbereitungskommission den Ansatz hatte bilden sollen, zwei Kapitel vorangeschickt wurden: „Das Mysterium der Kirche“ und „Die Kirche als Volk Gottes“.

I. Die Kirche als Mysterium

Mit dem Verständnis der Kirche als Mysterium greift das Konzil auf die Tradition der ersten christlichen Jahrhunderte zurück. Kirche erscheint dabei zunächst nicht als Institution, und schon gar nicht als Hierarchie. Sie lebt und gedeiht nicht aufgrund eines detaillierten Kirchenrechts und umfassender Vollmachten des Papstes und der Bischöfe. Sie wird vielmehr als geistliche Wirklichkeit verstanden, die im göttlichen Heilswillen gründet und aus der Kraft der Auferstehung Christi und der Geistsendung erwächst. Sie ist nicht von Menschen gemacht. Diese geistlich-spirituelle Sicht von Kirche war durch die immer stärkere Betonung von Institution und Hierarchie mehr und mehr in den Hintergrund getreten. In definitivischer Weise beginnt die Kirchenkonstitution mit den Worten: „Christus ist das Licht der Völker. Darum ist es der dringende Wunsch dieser im heiligen Geist versammelten Synode, alle Menschen durch seine Herrlichkeit, die auf dem Antlitz der Kirche widerscheint, zu erleuchten, indem sie das Evangelium allen Geschöpfen verkündet. Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1).

Dies ist einer der dichtesten Texte des Konzils. Zunächst fällt auf, dass nicht die Kirche als Licht der Völker bezeichnet wird, wie es noch in einigen Reden von Papst Johannes XXIII. hieß, sondern Christus. Wenn Kirche über sich nachdenkt und Rechenschaft darüber gibt, was sie sein will oder was sie sein soll, dann darf sie nicht auf sich selbst, sondern muss von sich weg und auf Christus blicken. Er ist das Licht, nicht die Kirche. Sie kann lediglich sein Licht widerspiegeln. Das Konzil hat in dieser Aussage das altkirchliche Bild von der Kirche als des Mondes aufgegriffen. Dieser hat kein eigenes Licht, aber wenn er von der Sonne angestrahlt wird, kann er auch die Erde erleuchten. Doch das Licht des Mondes ist unsterblich – auch darin gleicht ihm die Kirche. Es nimmt immer wieder ab und auch die Kirche ist in der Gefahr, an Leuchtkraft zu verlieren. Es kann dunkel werden in ihr und in ihrer Umgebung. Die Geschichte der Kirche ist voll von Beispielen. Aber dennoch trägt sie die Verheißung, dass das Licht Christi sie wieder erfassen wird, dass sie wieder zum Zeichen göttlichen Lichts in dieser Welt werden kann. Das Konzil wollte sich der Erfahrung von Sünde und Schuld in der Kirche stellen. Ihre dunklen Seiten und die schlimmen Ereignisse in ihrer Geschichte sollten unvoreingenommen zur Kenntnis genommen und auch kritisiert werden. So heißt es am Ende dieses ersten Kapitels, „die Kirche umfaßt Sünder in ihrem Schoße. Sie ist zugleich heilig und stets der Reinigung bedürftig, sie geht immerfort den Weg der Buße und Erneuerung“ (LG 8). Das ist nicht nur von den Gliedern der Kirche gesagt, sondern von ihr selbst.

Dieser Ansatz wird weitergeführt in der Aussage, die Kirche sei „gleichsam Sakrament“. Sakramente sind im christlichen Verständnis Zeichen, die das bewirken, was sie bezeichnen. Sie verweisen nicht nur auf ein zugesagtes und kommendes Heil, sondern sie sind gleichzeitig auch dessen Werkzeug. Sie sind Symbole, aber nicht nur als Wegweiser auf fernes Heil, sondern sie bewirken, was sie bezeichnen. In der An-

wendung dieses Sakramentenverständnisses auf die Kirche soll gesagt werden: Die soziologisch fassbare, institutionelle, rechtlich umschriebene Kirche ist das äußere Zeichen, das die Einheit mit Gott und die Einheit der Menschheit anzeigt und sie bewirkt. Sie hat aber ihren Zweck nicht in sich, sondern sie ist Zeichen für das Heil, das Gott den Menschen bereitet hat, nicht allein der Kirche und ihren Gliedern, sondern der ganzen Welt und der ganzen Menschheit.

Ad intra und ad extra sind vom Ansatz der Sakramentalität her engstens miteinander verbunden. Als Zeichen lebt die Kirche nicht in sich und für sich, sondern sie soll das Heil sichtbar machen, das Gott den Menschen bereitet hat. So verweist gleich der zweite Artikel dieses Kapitels auf die biblischen Aussagen zur Schöpfung, denen zufolge alle Menschen nach dem Bild des unsichtbaren Gottes geschaffen sind und am Ende der Zeiten „alle Gerechten von Adam an ... in der allumfassenden Kirche beim Vater versammelt (sein) werden“ (LG2). Kirche weist in diesen Formulierungen weit über ihre institutionelle Seite hinaus. Diese ist Zeichen für das, was der Menschheit als ganzer gilt. In der frühchristlichen Literatur erscheint die Kirche verschiedentlich als Greisin: Sie ist so alt wie die Menschheit.

Die Kirche ist nicht das Reich Gottes, sondern „Zeichen und Werkzeug“. Und dennoch ist sie in aller Vorläufigkeit wirksames Zeichen für die schon anwesende Liebe Gottes in dieser Welt. Sie

In besonderer Weise hat sich der Begriff Volk Gottes bewährt, um die Gemeinschaft aller in der Kirche und ihre fundamentale Gleichheit vor Gott zum Ausdruck zu bringen.

ist, wie die Theologie sagt, Realsymbol. Das besagt: Wo die Kirche lebt, in der Verkündigung des Evangeliums, der gottesdienstlichen Versammlung, der tätigen Nächstenliebe, geschieht nicht allein Menschenwerk, sondern dort ist der erhöhte Herr in seinem Geist gegenwärtig. Menschliche Handlungen werden in aller Gebrochenheit und Armlosigkeit zum Zeichen göttlicher Nähe.

Das Wort von der Kirche als Sakrament wurde vom Konzil formuliert, um die verbreitete Identifizierung der Kirche mit der Institution oder mit der Hierarchie zu überwinden. Allerdings, auch das muss hier gesagt werden, wurde diese Aussage in der Folge nicht selten in einem ganz anderen Sinn interpretiert, so als ob Kirche als Mysterium menschlicher Erkenntnis und als Sakrament aller Kritik entzogen sei, dass ihr oder gar ihren Amtsträgern gegenüber allein schweigende Verehrung am Platz sei. Diese Vorstellungen werden in der ökumenischen Diskussion heftig kritisiert, und das bis heute. Das zeigt, dass sich in der Rezeption des Konzils Vorstellungen breit gemacht haben, die dessen Intentionen zuwiderlaufen. Ich werde darauf zurückkommen.

II. Kirche als Volk Gottes

Im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde Kirche vorwiegend verstanden als „societas perfecta“, als in sich stehende, geschlossene Gesellschaft, die alles besitzt, was eine Gemeinschaft zu ihrem Leben und Gedeihen braucht und die von den Veränderungen und Wirren der Zeit und der

Gesellschaft und von den Unruhen der Geschichte nicht berührt wird. Dieses Konzept begründete die Überzeugung, dass alles, was in der Welt geschieht, die Kirche letztlich nicht tangiert. Sie erscheint gleichsam als der Fels in der Brandung, der unerschüttert bleibt, wenn rundum alles wankt und unterzugehen droht. Dieses Bild von der Kirche war durchaus attraktiv, für viele in ihr, aber auch für manche, die sich mit den gesellschaftlichen und geistigen Umbrüchen nach der Französischen Revolution nicht abfinden wollten. Wenn alles wankt, wenigstens die Kirche steht und bleibt unverändert.

Das Zweite Vatikanum hat mit dieser Vorstellung gebrochen. Es wollte ein Reformkonzil sein. Papst Johannes XXIII. hatte ihm den Auftrag zu einem „Aggiornamento“ gegeben. Diese Neu-besinnung wurde grundgelegt im 2. Kapitel von „Lumen Gentium“ unter der Überschrift „Die Kirche als Volk Gottes“. Kirche versteht sich als pilgerndes Gottesvolk, sie „schreitet zwischen den Verfolgungen der Welt und den Tröstungen Gottes auf dem Pilgerweg dahin“ (LG 8). Auf diesem Weg ist sie immer auch von der Sünde und vom Abfall bedroht. Sicher ist sie die Gemeinschaft der Heiligen, aber auch der Sünder und sie bittet um Vergebung. Das Volk Israel ist ihr Vorbild, ja noch mehr: Sie ist in dieses als dem Volk Gottes mit aufgenommen und der Zug durch die Wüste, wo das Heiligtum ein Zelt ist, wo Gott keinen festen Ort hat, sondern mit den Seinen wandert, wird zum Bild von Kirche. Kirche als Volk Gottes ist unterwegs. Sie hat keinen bleibenden Ort sondern ist, wie der Begriff lautet, „ecclesia semper reformanda“, sie ist stets der Reform und der Umkehr bedürftig.

Das Volk Gottes umfasst Israel und die Kirche; Kirche gründet im Volk Gottes des Alten Bundes. Israel ist auch nach Christus Volk Gottes, es ist nicht aus der Verheißung entlassen. Darum weist das Konzil jeden Antisemitismus zurück, wie er sich auch in christlicher Gestalt entwickelt hat. Das Dekret über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen mit den Eingangsworten „Nostra Aetate“ macht dies deutlich und führt gleichzeitig eine Selbstbesinnung und Gewissenserforschung durch.

In besonderer Weise hat sich der Begriff Volk Gottes bewährt, um die Gemeinschaft aller in der Kirche und ihre fundamentale Gleichheit vor Gott zum Ausdruck zu bringen. In einem späteren Kapitel von LG, das von den Laien handelt, heißt es ausdrücklich, dass sich „alles, was über das Volk Gottes gesagt wurde, in gleicher Weise an Laien, Ordensleute und Kleriker“ richtet (LG 30) und dass deshalb „unter allen eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi“ waltet (LG 32). Alle Ämter in der Kirche sind Dienst an diesem Volk und sie definieren sich von ihm her. Kirche wird nicht mehr vom Amt her betrachtet, sondern das Amt als Dienst im Volk Gottes und an ihm und seinen Gliedern definiert.

Der Gedanke der Kirche als Gemeinschaft prägt das Konzil in vielfältiger Hinsicht. Dies gilt zunächst einmal für das Verhältnis von Ortskirche und Weltkirche. Nach dem I. Vatikanum hatten manche Theologen gemeint, nun habe das Konzil keine Funktion mehr, der Papst habe alle Vollmacht in der Kirche; jetzt könnten allein noch päpstliche Anordnungen gehorsam angenommen und ausgeführt werden. Kirche erschien allein als Weltkirche, die Diözesen als ihre Verwaltungseinheiten und Unterabteilungen. Demgegenüber hat das II. Vatikanum die Bedeutung der Ortskirche neu hervorgehoben, so „dass

das Gottesvolk nicht nur aus den verschiedenen Völkern sich sammelt, sondern auch in sich selbst aus verschiedenen Ordnungen gebildet wird. Unter seinen Gliedern herrscht eine Verschiedenheit“. Zu den Aufgaben des Papstes gehört es, dass er „die rechtmäßigen Verschiedenheiten schützt“ (LG 13).

Schon dass das Konzil überhaupt stattgefunden hat, dass die Bischöfe um rechte Glaubensaussage und Gestalt der Kirche gerungen haben, hat einen verseitigten Papalismus widerlegt. Bereits als Ereignis war das Konzil eine Korrektur an einem zentralistischen und manchmal gar absolutistischen Kirchenbild.

Die Bischöfe sind nach Aussagen von LG nicht Delegierte des Papstes, sondern Zeugen des Glaubens ihrer Kirchen. Für ihren Dienst ist die Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom unentbehrlich, doch dieser steht im Konzil, er ist für das Konzil konstitutiv, aber er ist nicht der Gemeinschaft der Bischöfe enthoben und entzogen. Der die Geschichte der Kirche begleitende Konflikt zwischen Konzil und Papst, Konziliaristen und Papalisten, die jeweils die Herrschaft des einen über den anderen forderten, wird im Konzil durch die Betonung der communio, der Gemeinschaft und der gegenseitigen Verpflichtung beider überbrückt.

Besonders betonen die Konzilstexte die Gemeinschaft mit den Armen, den Notleidenden, den Unterdrückten. Kirche ist „nicht gegründet, um irdische Herrlichkeit zu suchen, sondern um Demut und Selbstverleugnung auch durch ihr Beispiel auszubreiten. Christus wurde vom Vater gesandt, ‚den Armen frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die bedrückten Herzens sind‘, ‚zu suchen und zu retten, was verloren war‘. In ähnlicher Weise umgibt die Kirche alle mit ihrer Liebe, die von menschlicher Schwachheit angefochten sind, ja in den Armen und Leidenden erkennt sie das Bild dessen, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war“ (LG 8). Diese Botschaft fordert das Teilen, die Partizipation. In dieser Sicht steht nicht mehr Europa im Zentrum, wie man es seit Jahrhunderten gewohnt war. Vielmehr stehen die Kirchen in gegenseitigem Austausch, wobei gerade die materiell armen Kirchen nicht selten die geistig und geistlich anregenden und fruchtbaren sind. Diese Anregungen zu Austausch und Partizipation wurden vor allem in Südamerika in der dort entstandenen Theologie der Befreiung aufgegriffen und haben Frucht getragen.

Besondere Bedeutung hat die Konzeption von der Kirche als Volk Gottes für den ökumenischen Gedanken entfaltet. Dieses Modell machte eine unterschiedliche, gegebenenfalls auch eine gestufte Zugehörigkeit zur Kirche denk- und die römisch-katholische Kirche wurde nicht mehr einfachhin mit der Kirche Jesu Christi identifiziert. Das Konzil hält lediglich daran fest, dass in der römisch-katholischen Kirche die Kirche Jesu Christi verwirklicht ist (*subsistit in*: LG 8). Diesen Anspruch wird jede kirchliche Gemeinschaft erheben müssen, wenn sie sich nicht selbst für illegitim erklärt. Andererseits ist damit nicht mehr notwendig eine Exklusivität verbunden, die bis zum II. Vatikanum für die katholische Kirche weithin selbstverständlich war. Kirche wird nicht mehr als in sich geschlossene Größe verstanden, gleichsam als Festung, die sich gegen die böse Welt abschotten muss, sondern als offene, dynamische Wirklichkeit.

Diese Sicht wird abschließend deutlich im Artikel 16 von LG, wo der Blick ausgeweitet wird auf das Volk Israel, auf die Muslime, die Religionen und auf die Menschheit als Ganze. „Diejenigen endlich, die das Evangelium noch nicht

empfangen haben, sind auf das Gottesvolk auf verschiedene Weise hingeeordnet. In erster Linie jenes Volk, dem der Bund und die Verheißungen gegeben worden sind und aus dem Christus dem Fleische nach geboren ist (vgl. Röm 9,4-5), dieses seiner Erwählung nach um der Väter willen so teure Volk: die Gaben und Berufung Gottes nämlich sind ohne Reue (vgl. Röm 11,28-29). Der Heilswille umfaßt aber auch die, welche

Heute, 50 Jahre nach dem Konzil, ist die Frage nach seiner rechten Interpretation heftig umstritten.

den Schöpfer anerkennen, unter ihnen besonders die Muslime, die sich zum Glauben Abrahams bekennen und mit uns den einen Gott anbeten, den barmherzigen, der die Menschen am jüngsten Tag richten wird. Aber auch den anderen, die in Schatten und Bildern den unbekanntem Gott suchen, auch solchen ist Gott nicht ferne, da er allen Leben und Atem und alles gibt (vgl. Apg 17,25-28) und als Erlöser will, daß alle Menschen gerettet werden (vgl. 1 Tim 2,4). Wer nämlich das Evangelium Christi und seine Kirche ohne Schuld nicht kennt, Gott aber aus ehrlichem Herzen sucht, seinen im Anruf des Gewissens erkannten Willen unter dem Einfluß der Gnade in der Tat zu erfüllen trachtet, kann das ewige Heil erlangen“ (LG 16).

III. Zur rechten Interpretation des Konzils

Heute, 50 Jahre nach dem Konzil, ist die Frage nach einer rechten Interpretation heftig umstritten. Sogar Papst Franziskus hat die Frage gestellt, ob man in der Kirche wirklich alles getan hat, „was uns der Heilige Geist im Konzil gesagt hat? In der Kontinuität und im Wachstum der Kirche, ist da das Konzil zu spüren gewesen?“ Und er gab auch gleich die Antwort: „Nein, im Gegenteil: Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört. Wir wollen uns nicht verändern“. Auf der einen Seite wird heute die These vertreten, das Konzil müsse von den früheren Konzilien und den päpstlichen Verlautbarungen des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts her interpretiert werden. Es habe die überlieferte Botschaft kontinuierlich weiterentwickelt und lediglich einige Punkte stärker betont, die zwar auch schon vorher in der offiziellen Lehre vorgetragen waren, aber zunächst eher im Hintergrund standen. Im Grunde bestehe kaum ein Anlass, 50 Jahre nach dem Konzil zu feiern und eigene Veranstaltungen und Konferenzen abzuhalten. Letztlich habe sich nichts geändert und die Tradition sei ungebrochen fortgeschrieben worden.

Die Gegenposition lautet, das Konzil habe sehr wohl Neuansätze gebracht, es habe die Periode der kirchenamtlichen Verurteilungen der Neuzeit und ihrer geistigen und wissenschaftlichen Entwicklungen, also die Periode des Antimodernismus beendet, es habe sich für die Ökumene, für den Dialog mit den Religionen und mit der Welt von heute geöffnet. Um dieser Neuentwicklungen willen habe das Konzil stattgefunden, zur Fortschreibung der überkommenen Gestalt der Kirche hätte man kein Konzil benötigt. Das Konzil müsse von den Neuanätzen her in den Blick genommen werden.

Wie kann es zu solch unterschiedlichen Interpretationen der Konzilstexte



Das Podium: Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (2.v.r.) moderierte das Gespräch zwischen Professor

Michael Wolffsohn (re.), Professor Peter Neuner (2.v.l.) und Professor Edna Aslan.

kommen? Es gehört zu den Konstanten der Kirchengeschichte, dass Konzilien nicht Mehrheitsentscheide fällen, sondern dass sie sich um einen Konsens bemühen. Einem solchen stehen einzelne Gegenstimmungen nicht im Wege. Aber es wäre ausgeschlossen, dass etwa ein Drittel der Konzilsväter eine Entscheidung ablehnen würde. Dann könnte sie eben nicht getroffen werden und die unterschiedlichen Positionen hätten ihr Recht in der Kirche. Es ist ja auch durchaus plausibel, dass 51 % keineswegs gegenüber 49 % Recht haben müssen. Das mag bei Abstimmungen über konkrete Handlungsentscheidungen angehen, bei Aussagen, die mit einem Wahrheitsanspruch auftreten, wäre es nicht akzeptabel. Tatsächlich sind ja auch im politischen Bereich etwa die Grundsätze der Verfassung oder die Menschenrechte keineswegs einfachen

Tatsächlich haben in den Schlussabstimmungen alle Dokumente eine Zustimmung zwischen 96 und 99 Prozent erhalten, LG wurde mit 2151 gegen 5 Nein-Stimmen angenommen.

Mehrheitsentscheiden unterworfen und durch sie veränderbar. Sie ruhen auf qualifizierten Mehrheiten und auf einem Konsens der Gesellschaft.

Das Konzil ist mit seiner konservativ geprägten Minderheit so fürsorglich umgegangen, wie noch kein Konzil in der Geschichte der Kirche. Vor allem Papst Paul VI. hat alles getan, um auch denen eine Zustimmung zu ermöglichen, die in den Neuansätzen einen Bruch mit der Tradition der christlichen Botschaft

sahen. Auch sie sollten einbezogen werden. Um dies möglich zu machen, hat das Konzil neben den Neuansätzen, auf die ich mich vor allem konzentriert habe, auch Formulierungen aufgenommen, die zu ihnen in einer gewissen Spannung stehen. Der Kompromiss, um den man sich mühte, wurde verschiedentlich dadurch erreicht, dass man Positionen nebeneinander gestellt hat, die sich kaum miteinander versöhnen lassen. So konnte jeder zustimmen, nicht selten wohl in der Hoffnung, dass sich nach dem Konzil seine Interpretation schon durchsetzen werde. Tatsächlich haben in den Schlussabstimmungen alle Dokumente eine Zustimmung zwischen 96 % und 99 % erhalten, LG wurde mit 2151 gegen 5 Nein-Stimmen angenommen. Dass dies angesichts der erheblichen Kontroversen zum Konzilsbeginn möglich wurde, ist das vielleicht erstaunlichste Faktum des II. Vatikanums.

Im Rückblick auf die 50 Jahre seit dem Konzil lässt sich aber kaum bestreiten, dass die konservativen Kräfte, die in den vatikanischen Ämtern dominierten, nach dem Konzil versuchten, möglichst so weiter zu regieren, als hätte das Konzil nie stattgefunden. Sie beriefen sich auf die Textpassagen, die eingefügt wurden, um der Minderheit die Zustimmung zu ermöglichen und zitierten sie eifrig, während die gewichtigen Neuansätze eher in der Versenkung zu verschwinden drohten. Hoffentlich hat Papst Franziskus die Kraft, dieser partiellen Nicht-Rezeption des Konzils gegenzusteuern.

Einen Schlüssel zum rechten Verständnis der Konzilstexte könnte die „Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute“, „Gaudium et Spes“ (GS) liefern, die, wie wir sagten, die andere Seite der Antwort auf die Frage darstellt, „Kirche, was sagst du von dir selbst?“ Man hat GS manchmal vorgeworfen, es sei nicht ausgegriffen, oft

einseitig, sehr zeitbedingt. Das mag wohl so sein. Aber mir scheint, genau das ist seine Stärke. Das Konzil hat es gewagt, sich auf eine konkrete Situation, nämlich die „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“ (GS 1) einzulassen und sie als ihre eigene Freude und Hoffnung, Trauer und Angst zu verstehen. Es hat, jedenfalls in diesem Dokument, nicht überzeitliche Wahrheiten verkündet, sondern die konkreten Problemstellungen der Zeit aufgegriffen und aus christlicher Verantwortung eine Antwort auf sie zu geben gesucht.

Es war eine mutige Entscheidung, dass das Konzil diesen Text als „Konstitution“ bezeichnet hat. In Konstitutionen formulieren Staaten ihre Verfassung, in der Kirche werden herkömmlicherweise Dogmen und dogmatisch verbindliche Aussagen als Konstitutionen erlassen. Als Konstitution bezeichnete Dokumente genießen unter allen kirchlichen Verlautbarungen die höchste Autorität. Nun hat das Konzil den Text, der die Kirche in ihrer Beziehung zur Welt, zur Welt von heute und damit zu einer geschichtlich sich verändernden Gesellschaft darstellt, Konstitution genannt. Damit hat es das Selbstverständnis einer Kirche formuliert, die sich in Relation zu dieser Welt und ihren geschichtlich veränderlichen Herausforderungen definiert. „Gaudium et Spes“ als Konstitution zu erlassen war der Abschied von einem Verständnis, das Kirche als *societas perfecta* außerhalb der Welt und der Geschichte und unabhängig von deren Veränderungen zu verstehen suchte. Kirche definierte sich im Konzil mit dogmatischer Verbindlichkeit in ihrer Relation zur Welt, nicht zu einer ideal vorgestellten Welt, sondern zur Welt wie sie faktisch begegnet, mit ihren Erfolgen und Hoffnungen, aber auch in ihrer Unvollkommenheit und Gebrochenheit. Kirche steht nicht in

sich, sondern sie hat einen Dienst in je neuen und in unterschiedlichen Kulturen und Gesellschaften zu erfüllen. Die „Zeichen der Zeit“ werden zu einer Quelle für kirchliche Lehre und christliche Botschaft. Das ist es, was Papst Johannes XXIII. mit dem Wort „pastoral“ zum Ausdruck bringen wollte. Kirche in sich ist nur durch das zu verstehen, was sie nach außen hin sein soll, durch die Aufgabe, die sie zu erfüllen hat. Das ad extra bestimmt auch das ad intra.

Die Kirche steht noch immer vor der Aufgabe, die Möglichkeiten, die das Konzil eröffnet hat, in die Praxis umzusetzen. Dies ist weithin noch nicht erfolgt. Vielmehr hat man den Eindruck, dass verantwortliche Entscheidungsträger in der Kirche über den Mut der Konzilsväter geradezu erschrocken sind und alles daran setzten, den Sprung nach vorwärts, den Papst Johannes XXIII. in seiner Eröffnungsansprache gefordert hatte, zu bremsen oder ihn gar wieder rückgängig zu machen. Es ist längst noch nicht alles erfüllt, was das Konzil als Möglichkeiten eröffnet hat. Für heute folgt daraus, dass die Kirche auch nicht bei den Antworten stehen bleiben darf, die das Konzil vor nunmehr 50 Jahren formulierte, sondern dass sie mit dem selben Mut und mit der Freiheit, die das II. Vatikanum auszeichneten, auf die Erfahrungen und Fragen der Menschen zu hören und sie im Lichte der Botschaft Jesu zu deuten hat. Die Welt von heute ist nicht mehr die von vor 50 Jahren. Darin liegt die strukturelle Herausforderung des Konzils, die grundsätzlich nie abgeschlossen sein kann.

Bei allen offenen Fragen, denen wir hier begegnen, eines scheint mir gewiss: Die chinesische Großmutter ist in den Himmel gekommen – zusammen mit ihrem Mann. □

„Lumen Gentium“ aus jüdischer Perspektive

Michael Wolffsohn

I. Den Glauben am Glauben belegt

„Aus jüdischer Perspektive“ soll ich „Lumen Gentium“ kommentieren. Das kann ich nicht. Ich bin Jude, aber das Judentum gibt es nicht. Im Judentum gibt es seit jeher mindestens zwei Strömungen: eine partikularistische und eine universalistische. Nur die universalistische ist sozusagen meine. Auf meine ganz und gar unrepräsentative Weise, denn ich bin zwar ein gläubiger, doch alles andere als ein synagogaler Jude. Ich skizziere daher nicht die, sondern eine, nämlich meine jüdische Sichtweise. Oder doch nicht?

Ich gestehe auch das: Ich bin „Israel“, und weil Israel, fehlt mir gerade Israel in „Lumen Gentium“. Wie das? Nach Stammvater Jakobs biblisch nicht nur körperlich, sondern vor allem auch geistig zu verstehenden Ringkampf mit Gott verleiht dieser ihm den Namen „Israel“, das heißt: Gottesstreiter. Überall in der Hebräischen Bibel beziehungsweise im Alten Testament stoßen wir auf diesen Streit zwischen Gott und den Juden sowie Gott und dem Juden. Etwa dem Juden Abraham, der mit ihm manchmal, wie auf einem orientalischen Basar, feilscht. Etwa dem Juden Moses, der zur Strafe nicht das Gelobte Land betreten darf. Den (Dauer-)Streit Gottes mit den Juden bringt die Geschichte vom Goldenen Kalb auf den Punkt.

Dieses „Israel“, dieses gläubige und zugleich am Glauben zweifelnde, manchmal verzweifelte, verunsicherte, abtastende, Gott suchende und mit ihm streitende Moment vermisst ich in „Lumen Gentium“. Darin präsentiert sich hingegen eine, wie ich – bestärkt durch die Empirie von kirchlicher Geschichte und Zeitgeschichte – finde, allzu selbstsichere Institution ohne Selbstkritik, ohne Selbstzweifel. Die Kirche versteht sich in „Lumen Gentium“ geradezu monopolistisch als Organisation göttlicher, jesuanischer Intuition, sprich: des Heiligen Geistes. Natürlich kann die Kirche von sich selbst behaupten, sie sei „schon seit dem Anfang der Welt vorausbedeutet; in der Geschichte des Volkes Israel und im Alten Bund wurde sie auf wunderbare Weise vorbereitet“.

Die Aussage bezüglich des Weltanfangs wird durch eine Fußnote mit Verweisen auf Cyprian (3. Jahrhundert), Hilarius von Poitiers und Augustinus (beide 4. Jahrhundert) und Cyrill von Alexandria (gestorben 444) sozusagen belegt. Fußnoten imponieren, sie suggerieren Wissenschaft. Ein solcher Beleg ist Schein ohne Sein. Hier wird der Glaube an die Kirche durch den Glauben von Kirchenvätern an die Kirche und somit an sich selbst „bewiesen“, scheinexakt und scheinwissenschaftlich.

Es heißt weiter: „Der Geist wohnt in der Kirche und in den Herzen der Gläubigen wie in einem Tempel“. Mit „Geist“ ist hier der Heilige Geist gemeint. Ein scheinbar, nicht wirklich, urchristliches Bild. Diesen Eindruck soll auch der in Klammern gesetzte Hinweis auf die Verse 6, 16 und 19 aus 1 Kor 3 erzeugen. Tatsächlich wurde hier – ohne Quellenangabe und ohne Hinweis auf jüdisch-christliche Symmetrie plus Kontinuität – das Bild von der im Jerusalemer Tempel wohnenden „Schechina“ übernommen. Diesem weiblich-hebräischen Substantiv beziehungsweise dem weiblich-hebräischen Begriff für Gott liegen die



Prof. Dr. Michael Wolffsohn, Publizist und Historiker

drei Wurzelbuchstaben „schin“, „chaf“, „nun“ zugrunde. Sie bilden den Kern hebräischer Wortkonstruktionen, die etwas mit „wohnen“ zu tun haben. „Schechina“ wäre also als „Wohnung“ Gottes zu übersetzen.

Damit wären wir bei „Lumen Gentium“, wo es, wie gesagt, heißt, dass „der Geist in der Kirche“ wohne – ohne dass etwas über den jüdischen Ursprung gesagt wird. Beim Tempel stimmte der Singular, denn es gab nur einen. Die Kirche als Institution ist ebenfalls als Singular zu verstehen. Zur Kirche als Institution zählen freilich unzählige Kirchen, also Plural. In welcher Kirche wohnt Gott? Liegt seine Wohnstatt, sehr sinnlich-irdisch, im Abstrakten, also in der Kirche? Ein reales Bild passt nicht zu einem abstrakten Begriff. Auf dem Weg vom jüdischen Original zur christlichen Variation gingen offensichtlich gedankliche und sprachliche Klarheit verloren.

II. Glauben, nicht wissen

Zu erwarten, dass religiöse Einrichtungen wie Kirche, Synagoge oder Moschee institutionelle Selbstkritik und Selbstzweifel bis zum Be- oder Verzweifeln an der Religion oder gar Existenz Gottes betrieben, wäre töricht. Das ist die eine Seite. Es gibt aber eine andere: Seinsgrund jeder Religion und Religionsinstitution, also auch der Kirche, ist der Glaube. Glauben heißt nicht wissen, aber „Lumen Gentium“, also die Kirche, argumentiert so, als wisse sie, und nur sie, wer Gott sei, was er wolle und was wir Menschen in seinem Sinne wollen sollen.

Wer mischt, was nicht zu mischen ist, nämlich Glauben und Wissen, verliert Glaubwürdigkeit. Das wird in „Lumen Gentium“ übersehen. Das übersehen, soweit ich sehe, fast alle religiösen Einrichtungen, natürlich auch jüdische. Gläubige sind zumindest in unserer heutigen, weitgehend säkularisierten Gesellschaft eine Minderheit. Die Suchenden sind in der Mehrheit. Manche suchen Gott, manche nicht. Die, wie ich, suchen wollen, glauben, wissen aber, dass kein Glaube gewusst werden kann. Wenn Kirche (wie – pars pro toto

– Synagoge und langfristig auch Moschee) das nicht wissen wollen, werden sie bald ihre Gläubigen am Kirchentor persönlich mit Handschlag begrüßen können.

„Gott will“ oder „Gott weiß“ – wenn Religionsvertreter gleich welcher Glaubensrichtung diese Aussage wagen, weiß ich jedenfalls, dass sie es nicht wissen, sondern glauben. Selbstverständlich respektiere ich diesen Glauben – als seinen (übrigens auch meinen) Wunsch, ergo als Desideratum, aber nicht als Faktum.

Obwohl Jude bin ich ein Verehrer, ja, Bewunderer von Jesus. In und durch Jesus erreicht aus meiner Sicht die Ethik jüdischer Propheten und der Talmudweisen in vortalmudischer Zeit ihren ethischen Höhepunkt. Ich gehe sogar so weit und bezeichne mich als „jesuanischen Juden“, was wahrlich nur scheinbar widersprüchlich ist, denn Jesus ist als Jude geboren, und er ist als Jude gestorben.

Die Lektüre von „Lumen Gentium“ hat mir verdeutlicht, dass ich, bei allem Respekt vor dem Christentum, kein Kirchenjude bin. Das wiederum ist bei meiner Herkunft und Prägung so sensationell nun wieder nicht.

„Christus ist das Licht der Völker“. Mit diesem ersten Satz aus „Lumen Gentium“ habe ich kein Problem, wengleich Jesus für mich nicht der Christus ist. Beim bestimmten Artikel „das“ Licht beginnen die Probleme. Ein Licht? Kein Problem. Aber das Licht? Nein, denn genau dieser kleinfine Unterschied beinhaltet den monopolistischen Anspruch der Kirche fürs Christentum. Jesus hat ein solches Monopol nie beansprucht. Wenn doch, lasse ich mich gerne belehren. Beim Belehren aber bitte Wort und Sinn nicht (talmudisch plus kirchlich) verdrehen.

III. Zu kurz gekommenes Judentum

Bleiben wir bei der Belehrung. Bei der Belehrung nicht im Sinn der (stets empirischen) Geschichte, sondern der neutestamentlichen Geschichten, die ihrerseits Geschichte besonderer Art sind, nämlich Heilsgeschichte.

Anders als in „Lumen Gentium“ behauptet, ist mir ist keine Stelle bekannt, in der Jesus für sich beansprucht hätte, die Kirche als Kirche gegründet zu haben. Das ist eine institutionenpolitisch gewollte Um- und Fehlinterpretation der Evangelien. Am jüdischen Gesetz, so die Jesusworte, wolle er „kein Komma“ ändern. Sein explizites Vorhaben war eine Reform, Entrümpelung, Entkorrumpierung des etablierten Judentums, besonders der sadduzäischen Tempelaristokratie, zum Teil auch der bürgerlichen Gelehrten, also der Pharisäer. Zur pharisäischen Radikalfraktion kann man Jesus zählen.

„Lumen Gentium“, Licht der Völker. Den Ursprung dieses Wort- und Gedankenbildes findet man im Alten Testament: Jes 42,6; 49,6; 60,3. Mit keinem Wort wird dieses Faktum erwähnt. Ich hebe das nicht hervor, um jüdische Urheberrechte zu beanspruchen. Um den Apostel Paulus zu zitieren: „Das sei ferne!“ Ich hebe es hervor, weil gleichzeitig das Zweite Vatikanum um seine, um es salopp zu sagen, „Judenklärung“ „Nostra Aetate“ rang. Wengleich damals wie heute von vielen um- und bejubelt, brachte sie aus meiner Sicht nur im Trippelschritt Fortschritte. Besser wenig als gar nichts. Doch das ist ein anderes, weites Feld.

Das Fehlen eines Hinweises auf den alttestamentlichen Ursprung des Gedanken- und Wortbildes „Licht der Völker“ ist sicher kein Fehler aus Unwissenheit, es ist auch wahrlich kein Antijudaismus. Wieder Paulus: „Das sei ferne!“ Dieses Fehlen signalisiert eine (aus

Unsicherheit resultierende?) Furchtsamkeit, dem Judentum und Jesus als Juden zu nahe zu kommen. Als ob dadurch jesuanische oder christliche Originalität verloren ginge.

„Licht der Völker – Lumen Gentium“ enthält einen grammatikalischen und somit, abgeleitet, letztlich auch inhaltlichen Fehler. Das Jesajawort „or lagojim“ ist eindeutig dativisch gemeint, nicht genitivisch. Also Licht „wem oder was“, nicht „wessen Licht“? Im Ersten Bund war das Volk Israel als Licht den Völkern beziehungsweise für die Völker gemeint, in „Lumen Gentium“ ist Christus der Völker Licht, also Teil dieser Völker, in diesen Völkern. Im Bild Jesajas leuchtet Israels Licht von außen auf die anderen Völker.

Außen – innen, der Unterschied ist gewaltig und gewollt. Es ist, finde ich, ein sehr schönes Bild, denn es löst den Gegensatz zwischen „wir“ und „ihr“ im „Wir“ auf. Dennoch bringt die scheinbar nur minimale Veränderung des Jesajawortes maximale Distanz. Sie ist eine höchst elegant vorgetragene Kampfansage an das Judentum. Florett, kein Holzhammer, aber die Botschaft ist klar: Wir sind die Universalisten, ihr die kleinkarierten, arroganten Partikularisten.

Diese Vorgehensweise, die scheinbar minimale christliche Umformung des ursprünglich jüdischen, sowie die daraus abzuleitende Verformung und inhaltlich total verändernde und veränderte Aussage eines Jesajawortes haben im Christentum eine antijüdische Methode und Tradition: Jes 7,14 verkündet: „Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen.“ Im hebräischen Original steht „alma“. Alma ist eine junge Frau und keine Jungfrau. Jungfrau heißt auf Hebräisch „betula“. Soweit sogar mir bekannt, besteht zwischen einer Jungfrau und einer jungen Frau ein sprachlich und physiologisch kleiner Unterschied. Theologisch ist dieser kleine Unterschied fundamental.

Der kleine Unterschied mit Riesenwirkung hat Methode. Es ver- und überdeckt das Jüdische im Christentum und präsentiert originär jüdisches als Urchristliches. Die christliche Tradition verkehrte die junge Frau durch eine Wort-Revolution zur Jungfrau, zur Jungfrau Maria. Aus der jüdischen wurde auf diese Weise die christliche Prophezeiung schlechthin.

IV. Jüdisch-christliche Symmetrien

Das führt mich zu einer weiterführenden, allgemeinen, durchaus vorwurfsvollen Schlussfolgerung, die als These verstanden sei: Selbst offene Christen und Juden kennen oder erkennen, nennen oder benennen ihre substantiellen theologischen, ethischen und historischen Gemeinsamkeiten nicht oder zu selten. Stattdessen flüchten sie sich in bester Absicht in inhaltsleere, brüderliche, gut gemeinte Gemeinplätze, frei nach dem Motto „Wir sind ja alle Menschen“. Gerade aber das Gedanken- und Wortbild „Licht der Völker“ oder auch „Licht den Völkern“ könnte uns verbinden, wenn wir über die jüdisch-christliche beziehungsweise alt- und neutestamentliche Gedankensymmetrie offen miteinander sprächen.

Das gilt nicht zuletzt für das symmetrische jüdische sowie christliche Gedanken- und Wortbild der Jungfräulichkeit. Hier bringt die Jungfrau Maria ein Kind zur Welt, dort die Altfrau Sarah mit 90 Jahren. Wir dürfen mit Fug und Recht annehmen, dass die alt- und neutestamentlichen Autoren, die so großartig glauben, denken und schreiben konnten, mit den Grundregeln der Geschlechter- und Geburtsbiologie mindestens so vertraut waren wie jeder Mann und „jederfrau“ heute, denn sonst



Foto: Ernst Herb/kna

Die dogmatische Konstitution von der Kirche, „Lumen Gentium“, gehört zu den bedeutendsten Texten des Zweiten

Vatikanischen Konzils. Das Foto zeigt die Konzilsväter in der Konzilsaula in Sankt Peter.

wären wir nicht hier. Was die Bibelaufsetzer symmetrisch dachten und meinten, war dies: Sie schrieben nicht Geschichte, sie beschrieben eine Geschichte, die jeweilige Heilsgeschichte, also ganz Großes, Ungewöhnliches. Ungewöhnliches muss, wenn gut geschrieben, ungewöhnlich beschrieben werden. Das Ungewöhnliche ist das Bild: die gebärende Jungfrau ebenso wie die gebärende Altfrau.

Der jüdisch-christlichen Symmetrien gibt es viele. Sie wiederzuentdecken ist intellektuell reizvoll und theologisch sowie religionspolitisch sinnvoll, ja, geboten. Elftes Gebot: „Halte nicht deine Religion für den einzigen Weg zu mir, deinem Gott.“ Auch nicht deine Kirche, deine Synagoge, deine Moschee.

In „Lumen Gentium“ lesen wir: „Die Kirche ist die Pflanzung, der Acker Gottes (1 Kor 3,9). Auf jenem Acker wächst der alte Ölbaum, dessen heilige Wurzel die Patriarchen waren und in dem die Versöhnung von Juden und Heiden geschehen ist und geschehen wird (Röm 11,13-26).“ Diese Interpretation der alttestamentlichen Patriarchengeschichte ist, der Ausdruck sei erlaubt, eine glatte Geschichtsklitterung. Besonders auf Abraham wird auch in „Lumen Gentium“ oft verwiesen, wenn von jüdisch, christlich, muslimischer und hier nun heidnischer Versöhnung oder Gemeinsamkeit gesprochen wird.

Abraham ist als Brücke zwischen den drei monotheistischen Religionen aber ganz und gar ungeeignet. Außerdem ist Abraham, wie die Stammväter überhaupt, keine geschichtliche Figur, sondern Teil einer Geschichte, eines identifikationsstiftenden Mythos der jüdi-

schen sowie arabischen Volks- und Religionsgeschichte. Jenseits des Nicht-Geschichtlichen ist auch der Mythos, die Geschichte von Abraham, alles andere als versöhnend. Abraham zerbarst die Götzen seines Vaters, er schickte seinen leibhaftigen Sohn Ismael mit dessen Mutter, Abrahams Kebsweib Hagar, im wahrsten Sinne des Wortes in die Wüste, wo sie, so die biblische Geschichte, ohne Gottes Hilfe beziehungsweise Sendboten verdurstet wären.

Ismael wiederum gilt als biblischer „Vater“ der Araber. Deshalb ist er im Koran der eigentliche Sohn Abrahams. Im Alten Testament ist es Isaak. Die Koran-Darstellung muss deshalb als antijüdische Kampfansage verstanden werden, zumindest als (übrigens immer wieder erhobener) Anspruch auf islamische Überlegenheit. Hier der islamische Anspruch auf Überlegenheit, also Überheblichkeit, also kein Geist der Versöhnung.

V. „Lumen Gentium“ versus Judentum?

Christus liebe die Kirche „als seine Braut“, so „Lumen Gentium“. Oder dies: Christus habe die Kirche „geliebt und sich für sie hingegeben, um sie zu heiligen“ (Eph 5,26). Weder zur Zeit Jesu noch in der Lebenszeit des Apostel Paulus gab es die Kirche. Vor allem in Synagogen stritt Paulus mit Juden.

Zentral ist das mit der Überschrift „Das Volk Gottes“ ausgewiesene zweite Kapitel von „Lumen Gentium“. Hierin wird Jer 31,31-34 zitiert. Gott werde „mit dem Hause Israel und dem Hause Juda einen neuen Bund“ schließen. Die-

sen neuen Bund, so „Lumen Gentium“ mit Verweis auf 1 Kor 11,25, habe Jesus gestiftet. Angesichts der Evangelientexte ist diese Behauptung gewagt, den Paulus-Briefen folgend ist sie konsequent. Doch der Jeremiasbeleg ist schlicht und ergreifend aus dem eindeutig jüdischen Textzusammenhang herausgerissen und somit manipulativ. Wer Jeremias (wie zuvor Jesaja) so zitiert und interpretiert, rechnet mit der Unkenntnis seiner Leser.

Ähnlich der folgende Satz: „Wie aber schon das Israel dem Fleische nach auf seiner Wüstenwanderung Kirche Gottes genannt wird (2 Esr 13,1; vgl. Num 20,4; Dtn 23,1ff), so wird auch das neue Israel ... Kirche Christ genannt.“ Wir blicken in die hebräische Urschrift und stellen (wenig überrascht) fest, dass sowohl in Num 20,4 als auch in Dtn 23,1ff nicht von „Kirche“ die Rede ist, sondern von „khal adonai“, haargenau: „khal JHWH“. „Kahal“ bedeutet ganz und gar weltlich „Versammlung“, wie „Ekklesia“ im antiken Sinn als (Volks)versammlung, nicht – wie im und vom Christentum abgewandelt – „Kirche“. Mit „Khal adonai“ ist im Text zweifelsfrei die Versammlung des Volkes Israel gemeint und eben nicht die zu Gott in der (nicht existierenden) Kirche betende Gemeinde. Die Volksversammlung Israels, so das biblische Verständnis, war identisch mit der Gesamtheit beziehungsweise Volksversammlung Israels, dem Volke Gottes. „Khal adonai“ bedeutet demnach die als Gemeinschaft verstandene Gesamtheit des Gottesvolkes Israel.

Dann wieder „Lumen Gentium“: „Die an Christus glauben, werden näm-

lich durch das Wort des lebendigen Gottes ... wiedergeboren.“ Ergo: Weder Juden noch Muslime, Buddhisten und Andersgläubige werden wiedergeboren. Wie soll, wie kann es bei dieser Welt- und Nachwelt-Sicht Toleranz oder gar Akzeptanz oder auch nur einen Dialog geben?

„Sein Gesetz“, gemeint ist Jesus, „ist das neue Gesetz“, heißt es in „Lumen Gentium“ weiter. Genau das Gegenteil steht im Evangelium. „Denn wahrlich, ich sage euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird kein Jota oder Häkchen vom Gesetz vergehen, bis alles erfüllt ist“ (Mt 5,18). Auch kann keine Rede davon sein, dass Christus der Herr als „Hohepriester aus den Menschen genommen“ wurde. Der Radikal-Pharisäer Jesus und die Priester, Jesus und der Hohepriester waren nämlich innerjüdische Erzrivalen. Nie hat oder hätte Jesus Hohepriester sein wollen oder können.

„Zum neuen Gottesvolk werden alle Menschen gerufen.“ Mit dieser Aussage aus „Lumen Gentium“ kann ich auch als Jude gut leben, bestens leben, denn im Kern entspricht sie dem Weltbild der alttestamentlichen Propheten, also der universalistischen Dimension des Judentums.

Es lebe die jüdisch-christliche Gemeinsamkeit – aber bitte auf der Grundlage wissensgesättigter, kenntnisreicher, wechselseitiger Wahrhaftigkeit. Um Gott, von Gott weiß keiner. Weder Jude noch Christ oder Moslem. Auf Gott hofft, an Gott glaubt Jude, Christ und Moslem.

Glauben heißt hoffen,
Ob es Gott gibt, ist offen.
Wir, nicht alle, hoffen. □



Ein Bericht aus der Jungen Akademie

Um die Zukunftschancen für den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Katholischen Theologie ging es mit beachtlichen 45 Teilnehmerinnen und Teilnehmern beim Workshop „Gefordert – Gefördert – Geschafft! Chancen und Wege für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler in der Katholischen Theologie“ am 13. und 14. März 2015, der von der Bundeskonferenz der wissenschaftlichen Assistentinnen und Assistenten und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für katholische Theologie (BAM), dem Katholisch-Theologischen Fakultätentag sowie der Kommission für Wissenschaft und Kultur (VIII) der Deutschen Bischofskonferenz in Zusammenarbeit mit der Jungen Akademie organisiert worden war. Am Freitagnachmittag beschäftigte sich zunächst Prof. Dr. Alfons Knoll (Regensburg), Vorsitzender des Kath.-Theol. Fakultätentags, mit der Rolle und der Bedeutung der Katholischen Theologie in der Hochschullandschaft, während Prof. Dr. Bernhard Emunds (Frankfurt/Sankt Georgen) anhand von Zahlen und Statistiken die Aufstiegs- und Karrierechancen bezüglich Professuren aufzeigte.

Weihbischof Dr. Christoph Hegge (Münster) ging ebenfalls auf den Weg vom wissenschaftlichen Nachwuchs zur Professur ein und machte seinen Zuhörern Mut, auf die eigenen Fähigkeiten zu vertrauen und auf dem eingeschlagenen Weg zu bleiben. In Vertretung für Dr. Achim Haag, dem Zuständigen für das Fach Theologie bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), erläuterte sein Kollege Dr. Guido Lammert die Förderungsmöglichkeiten bei der DFG und stand danach in der ersten sogenannten „Speaker's Corner“ auch

für weitere Fragen zur Verfügung, ebenso wie Vertreter der Fritz-Thyssen-Stiftung und der Bischöflichen Studienförderung Cusanuswerk.

Am Freitagabend waren von den Veranstaltern und der Jungen Akademie Eintrittskarten für ein besonderes Highlight organisiert worden: in der Kirche Herz Jesu in München-Neuhausen, die zu den hervorragendsten modernen Sakralbauten der jüngeren Zeit gehört, wurde ein BR-Konzert im Rahmen der Reihe „Paradisi Gloria“ mit Werken der modernen Komponisten Ivan Tscherepnin, Leevi Madetoja und Peter Michael Braun unter dem Dirigenten Ulf Schirmer gespielt. Das Zusammenspiel von moderner Musik und moderner Architektur beeindruckte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nachhaltig und wurde als gelungener Abschluss des Tages empfunden.

Am Samstagmorgen standen zunächst in der zweiten „Speaker's Corner“ Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Nachwuchsnetzwerke für Gespräche und Fragen zur Verfügung. Der letzte Programmpunkt waren Karriere-Erfahrungsberichte von Prof. Dr. Lucia Scherzberg und Prof. Dr. Johannes Schnocks, die sehr persönlich von beschwerlichen Hindernissen und Stolperfallen auf ihrem jeweiligen Weg zu einer Theologie-Professur erzählten, dabei aber den Zuhörerinnen und Zuhörern das Gefühl vermittelten, dass man alles doch schaffen kann, wenn man beharrlich und geduldig seinen Weg verfolgt.

Insgesamt wurde der Workshop von allen Beteiligten als in jeder Hinsicht gelungen und erfolgreich bewertet, so dass einer Neuauflage in der Katholischen Akademie Bayern im März 2017 nichts im Wege steht!



Foto: Bistum Münster

Weihbischof Dr. Christoph Hegge (Münster) machte bei der Veranstaltung „Gefordert – Gefördert – Geschafft! Chancen und Wege für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler in der Katholischen Theologie“ seinen Zuhörern Mut, auf die eigenen Fähigkeiten zu vertrauen.

Im Rahmen des LIT.fest münchen 2015 waren am Montag, den 20. April, Thomas Hürlimann und am Montag, den 27. April, Andreas Maier zu Gast bei der Jungen Akademie, die zu beiden Veranstaltungen an einem Anders-Ort eingeladen hatte: das Auditorium des Verkehrszentrums des Deutschen Museums. Auge in Auge mit schnittigen Oldtimern und kultigen Tramwagen lauschten jeweils ca. 30 Zuhörerinnen und Zuhörer den beiden Lesungen. Thomas Hürlimann las mehrere Episoden aus seinem Geschichtenband „Die Satellitenstadt“ und zog das Publikum mit seiner brillanten Erzählweise sofort in den Bann. Auch im Gespräch, das sich an die Lesung anschloss, überzeugte Hürlimann nicht nur mit seinem geschliffenen Sprachstil, sondern auch mit humorvollen Anekdoten und Erzählungen aus seiner Schreibwerkstatt. Auch Andreas Maier konnte eine Woche später seine Zuhörerinnen und Zuhörer in den Bann ziehen. Noch vor dem offiziellen Erscheinungstermin des vierten Bandes seiner auf elf Teile angelegten Chronik „Ortsumgehung“, der am 9. Mai mit dem Titel „Der Ort“ veröffentlicht wurde, ließ Maier sein Publikum Anteil haben an den Erfahrungen seines pubertierenden Protagonisten. Im anschließenden Gespräch beantwortete der hessische Schriftsteller, der momentan in Hamburg lebt, locker und unkompliziert die Fragen der interessierten Zuhörerinnen und Zuhörer.

Auch die Cineasten kamen bei der Jungen Akademie wieder auf ihre Kosten: bei „So hab ich das noch nie gesehen. Film im Gespräch“ standen im April, Mai und Juni drei Filme auf dem

Programm: „Who Am I – Kein System ist sicher“, „Höhere Gewalt“ und „Gran Torino“. Inhaltlich beschäftigten sich alle drei Filme etwa mit Fragen wie: Welche Rolle spiele ich in meinem eigenen Leben, bzw. welche Rollen werden mir von Anderen auferlegt? Wie sehen mich dementsprechend die Anderen? Welche Masken habe ich mir womöglich selbst zugelegt? Und was passiert, wenn dieser (künstliche) Vorhang gelüftet wird? Zusammen mit Dr. Werner Veith, Dozent am Lehrstuhl für Christliche Sozialethik der LMU München und Mitherausgeber des „Handbuch Theologie und Populärer Film“, diskutierten jeweils fünf bis zehn Interessierte die genannten Filme und gelangten zu neuen, teilweise auch überraschenden Einsichten.

Astrid Schilling



Dr. Werner Veith, Dozent am Lehrstuhl für Christliche Sozialethik der LMU München, vor dem Filmabend zu Clint Eastwoods „Gran Torino“ zusammen mit Dr. des. Astrid Schilling, Studienleiterin an der Katholischen Akademie Bayern.

sammen mit Dr. des. Astrid Schilling, Studienleiterin an der Katholischen Akademie Bayern.



Die Katholische Akademie in alpha-lógos

Ausgewählte Veranstaltungen der Katholischen Akademie Bayern sind regelmäßig in ARD-alpha, dem deutschlandweiten Bildungskanal des Senderverbundes, zu sehen. Die journalistisch aufbereiteten 45-minütigen Beiträge werden vierzehntägig in der Reihe „alpha-lógos“ am Sonntagabend, jeweils von **19.15 bis 20 Uhr**, gesendet. Sie bieten Originalauszüge aus den Vorträgen und Diskussionen, Interviews mit den Referenten sowie vertiefende Informationen. Die Sendungen der Reihe werden vierzehntägig sonntags, jeweils um **13 Uhr**, wiederholt. Gezeigt wird immer der Beitrag, der in der Vorwoche um 19.15 Uhr zu sehen war.

Noch ein Hinweis

Die Sendungen der „alpha-lógos-Reihe“ sind jeweils ein Jahr lang auch auf der Homepage von BR-alpha abzurufen und können damit jederzeit auf dem heimischen Computer gesehen werden.

Die Internetadresse lautet:
<http://www.br.de/fernsehen/br-alpha/sendungen/logos/logos104.html>

Eine aktualisierte Programmübersicht finden Sie unter
<http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-br-alpha.html>

Romano Guardini als Interpret seiner Zeit

Auf Einladung von Annette Schavan, der Botschafterin der Bundesrepublik Deutschland beim Heiligen Stuhl, reiste eine Abordnung der Akademie am 19. Mai 2015 nach Rom. Anlass der Reise war die Übergabe der gesammelten Schriften des Religionsphilosophen Romano Guardini (1885 - 1968), eines der Gründungsväter unserer Akademie, durch Direktor Dr. Florian Schuller an die

Bibliothek der Botschaft. Zu Gast war auch Prof. Dr. Hans Maier, langjähriger Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und als Wissenschaftler ein profunder Kenner Guardinis. Professor Maier hielt beim abendlichen Empfang einen Vortrag mit dem Titel „Romano Guardini als Interpret seiner Zeit“, den Sie im Anschluss nachlesen können.

Wer war Romano Guardini? Worin lag seine Bedeutung? Welche Spuren hat er hinterlassen? Wie kam er als Italiener überhaupt nach Deutschland, wie kam er speziell nach Bayern, nach München?

Guardinis Persönlichkeit ist nicht auf eine einfache Formel zu bringen. In seinem Leben, seinem Schaffen gibt es deutlich fühlbare Gegensätze. Er war gebürtiger Italiener – und lebte und wirkte doch zeitlebens unter Deutschen als ein deutscher Autor. Er war ein Sprach- und Formkünstler von großer Klarheit und Durchsichtigkeit – und fühlte sich doch immer wieder vom Norden und seiner eigenwilligen Ornamentik angezogen. Er war Theologe und gläubiger Christ – und blieb doch keineswegs von Zweifeln und Unsicherheiten verschont. Er predigte von Kirchenkanzeln – aber er wandte sich in seinen Büchern, Schriften und Reden zugleich auch an Menschen, die niemals in eine Kirche gingen. Er war Wissenschaftler, Gelehrter, Universitätsprofessor – und klagte doch zu wiederholten Malen, ihm fehle eigentlich „das Fach“. Gelegentlich bezeichnete er sogar die Universität als seine „unglückliche Liebe“. Er lebte am liebsten in Großstädten, unruhig von Wohnung zu Wohnung ziehend – und kehrte doch immer wieder bei Josef Weiger, einem Dorfpfarrer im schwäbischen Mooshausen, ein; das meiste, was er schrieb, legte er zunächst seinem Freund vor, dieser gab es nach der Lektüre gewissermaßen frei – ein höchst privates, aber für Guardini wichtiges „Imprimatur“. Kurzum, dieser Romano Guardini war kein „ausgeklügeltes Buch“, er war ein Mann mit seinem Widerspruch – und dazu passt es, dass sein philosophisches Hauptwerk aus dem Jahr 1925 den Titel „Der Gegensatz“ trägt (die Vorstufe, 1914 als Manuskript gedruckt, hieß, noch deutlicher, „Gegensatz und Gegensätze“).

I.

Romano Guardini kam als Kind, kaum ein Jahr alt, mit der elterlichen Familie aus Italien nach Mainz. Der Vater wurde später in der Domstadt italienischer Konsul. Er fühlte sich in Deutschland freilich nur als Gast. Aus seinem Mund hörte Romano die ersten Dante-Verse im Original. Stärker noch



Prof. Dr. Hans Maier, Professor em. für Christliche Weltanschauung an der LMU München und ehem. Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (Archivbild)

als der Vater war die Mutter von Italien geprägt. Als italienische Südtirolerin hegte sie eine ausgesprochene Abneigung gegenüber der habsburgisch-deutschen Umgebung, in der sie aufgewachsen war. Die Familie war katholisch, aber mit einem Schuss patriotischer Aufsässigkeit. Das Risorgimento wirkte nach; man dachte und empfand national und liberal.

Der Mutter war es keineswegs recht, dass Romano als ältester ihrer vier Söhne sich entschloss, Theologie zu studieren und Priester zu werden; sie fand diese Berufswahl, wie sie sagte, „gênant“. Noch bekümmert waren die Eltern darüber, dass ihr Ältester kein Italiener mehr sein wollte, dass er Deutscher wurde, im Ersten Weltkrieg als Militärkrankenwärter deutsche Uniform trug, während zwei seiner Brüder in der italienischen Armee dienten.

Von seinem Vater hatte Romano, nach wiederholtem Bekunden, die ihn lebenslang begleitende Schwermut geerbt. Ungeachtet der vielfach bezeugten starken Wirkung, die er auf junge Menschen ausübte, war er kein fröhlich

erobernder, sorglos voranschreitender, sondern ein eher introvertierter, zurückhaltender Typ – dass er bei manchen als hochmütig galt, mag die Kehrseite angeborener Schüchternheit und Unsicherheit gewesen sein. Aber auch die deutsch-italienischen Spannungen in und nach dem Ersten Weltkrieg, die die Familie belasteten, die Loslösung des jungen Priesters von den Eltern, besonders von der Mutter, die nach dem Tod des Vaters in Isola Vicentina bei Vicenza lebte – das alles mag Spuren hinterlassen haben; jedenfalls, der junge Romano wuchs „in Gegensätzen“ auf.

Doch die Spannungen der Herkunft waren auch ein Anreiz zum Nachdenken. Früh versucht der junge Guardini sich über seinen Standort klar zu werden. Er will wissen, wohin er gehört, in welcher Zeit er lebt. 1924/25, als er nach zwanzigjähriger Abwesenheit zum ersten Mal wieder nach Italien kommt, findet er die überlieferte Welt in heftigen Umbrüchen und Veränderungen. Er erlebt den Konflikt zwischen Technik und Natur, den Verfall alter Ordnungen, das plötzliche Musealwerden großartiger Bau- und Kunstwerke, die Verwandlung vieler Dinge, die bis dahin ein individuelles Gesicht getragen hatten, in eine gleichförmig-öde Modernität. Es ist das Erlebnis einer Wende, eines Epochenbruchs. Eine Welt großer Natur, erlesener Schönheit, gewachsener Kultur versinkt. Und was tritt an ihre Stelle?

An seinen Freund Josef Weiger schreibt er in den „Briefen vom Comer See“: „Mir ist, als stehe ich mitten in einem Wogen; überall bricht es, strömt, sinkt und schwillt. Ich will sehen, ob ich die Richtungen finden kann und die Wege. Ich will wissen, was in all den tausend Gestalten und Ereignissen unserer Zeit vor sich geht. Ich fühle mich daran beteiligt, so tief, dass ich sehr erschrak, als es mir zum ersten Male ganz klar wurde. Ich weiß noch nicht, wohin die Frage führen wird. Ich fange an und setze Schritt vor Schritt ...“

Aus manchen Sätzen des frühen Guardini spricht ein melancholisches, ja pessimistisches Zeitgefühl. Auf der einen Seite übt er heftige Kritik an der neuen Zivilisation, die von Nordeuropa, den USA her das alte Europa überzieht, er verteidigt das Okzidentale, Alteuropäische, Mittelmeerische – auf der anderen Seite entdeckt er staunend, wie sich in den Bewegungen der Gegenwart neue weltweite Zusammenhänge bilden, eine neue Oikumene sichtbar wird – ein „Bewusstsein von der nicht mehr erweiterbaren Wohn-, Lebens- und Wirkfläche“ der Erde im ganzen.

„Der Erdraum wird überschaut. Es sind keine Möglichkeiten des Ausweichens mehr, keine Reserven. (...) Mir scheint, was ‚Politik‘ in der anspruchsvollen Bedeutung des Wortes meint, wird jetzt erst deutlich. Jetzt beginnt unsere äußere menschliche Existenz gleichsam unter einen Randdruck zu geraten, weil kein Ausweichen in Umliegendes mehr möglich ist, weil nun absolute Grenzen sind. (...) Dieser Druck wird alle wesenhaften Gliederungspunkte und Verhältnisformen zu ihrer eigentlichen Bedeutung hervortreiben; zu jeder, vor allem aber zu ihrer politischen Bedeutung: Menschheit, Kulturkreis, Volk, Persönlichkeit. Ja selbst Gemeinde, Familie – ich glaube nicht, dass irgend etwas davon ‚überholt‘ ist.“

Gleichsam im Vorübergehen entdeckt Guardini in den zwanziger Jahren Themen, die erst viele Jahre später, nach dem Zweiten Weltkrieg, öffentlich bedeutsam werden: das Thema der Ökologie, das Thema der „Grenzen des Wachstums“, das Thema der „Erdpolitik“, das Thema der „Weltkulturen“. Auch den Trend zur „Föderalisierung“, zur stärkeren Betonung subsidiärer Strukturen, die Relativierung des Zen-

tralstaats und Nationalstaats im 20. Jahrhundert sieht er schon damals mit großer Hellsicht voraus.

Zu welchem Schluss kommt Guardini in seinen Zeitreflexionen? Verklärt er die Vergangenheit, wie es – gegen den Zeitgeist – viele Katholiken seit dem 19. Jahrhundert taten? Redet er, wie nicht wenige unter den europäischen Jugendbewegten seit der Jahrhundertwende, einer romantischen Restauration das Wort? Oder wirft er mit großer Geste die Anker in die Zukunft, um bedingungslos für das Kommende zu optieren, einfach „weil es das Kommende ist“? Weder das eine noch das andere. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, die sensible Guardini-Biographin, weist auf eine Doppelbewegung hin, die das ganze Werk Guardinis durchzieht: die Bereitschaft nämlich, auf der einen Seite Verluste zu benennen, zerstörende Tendenzen sichtbar zu machen, zugleich aber auch – manchmal fast in Selbstüberwindung – das Neue zu bejahen. Nach ihrem Urteil sind es immer zwei komplementäre Bewegungen, die Guardini in seinen Zeitdiagnosen – und in seinem Werk – vollzieht: eine analytische und eine verarbeitende, eine kritische und eine aneignende. Es ist ein „Hinausgehen aus der Zeit, um dann desto fester darin zu stehen“. Dabei hat der kritische Zugriff auf die Gegenwart nie die Schärfe einer absoluten Negation, was ihn – trotz manchmal erstaunlicher verbaler Nähe! – von der „negativen Dialektik“ der späteren Frankfurter Schule abhebt. Aber die Liebe zur Zukunft ist bei Guardini auch kein Amor fati im Sinne Nietzsches – Lieben, was man nicht ändern kann; sie entspringt vielmehr der Überzeugung, dass auch der Mensch des technischen Zeitalters am Ende nicht aus Gottes Sorge und Liebe herausfallen kann. Die Antwort auf die Frage nach der Zeit kann – wie Guardini um 1933 notiert – „nur aus einer Betrachtung der Zeit selbst kommen – einer solchen freilich, welche an Gottes Liebe glaubt und die eigene Zeit liebt.“

Dem älter gewordenen Guardini fiel es – nach dem Dritten Reich, dem Krieg, dem Erlebnis der modernen Diktaturen – zunehmend schwerer, nach der ersten auch die zweite Bewegung zu vollziehen, obwohl er dies doch die längste Zeit seines Lebens unbeirrt getan (und so eine große Zahl von Menschen für die Begegnung mit der Wirklichkeit gewonnen) hatte. In Büchern

Guardinis Persönlichkeit ist nicht auf eine einfache Formel zu bringen. In seinem Leben, seinem Schaffen gibt es deutlich fühlbare Gegensätze.

wie „Die Macht“ oder „Das Ende der Neuzeit“, beide nach 1945 erschienen, nahm Guardinis Kritik am Bestehenden schärfere, dezidiertere Formen an. Das Pathos der Aneignung wurde schwächer. Dass hierüber ein Streit selbst im Kreis der Schüler Guardinis ausbrach, ganz abgesehen vom grundsätzlichen philosophischen Widerspruch, den Guardinis Thesen bei Hans Blumenberg in seinem Buch „Die Legitimität der Neuzeit“ fanden, hatte seine innere Logik. Zugleich erscheint die Vergangenheit, das Mittelalter, die Welt Dantes in Guardinis Spätwerk in nostalgischen und verklärten Farben. In die Träume des alten Mannes fallen immer wieder das verlorene Rothenfels, das verlorene Isola Vicentina ein: die mittelalterliche Burg und die italienische Villa, Bilder einer glücklichen, aber dahingegangenen



Romano Guardini an seinem Schreibtisch: geboren wurde der Wissenschaftler am 7. Februar 1885 im norditalienischen Verona und er starb am 1. Oktober 1968 in München.

nen Welt, von denen der Erwachende nur resignierend sagen kann, dass sie „schon verloren (sind) oder verlassen werden (müssen).“

II.

Ich habe das Stichwort Rothenfels genannt.

Rothenfels in Unterfranken ist ein Ort, der in Guardinis Leben eine besondere Bedeutung hat. Hier ist das Zentrum seiner bekanntesten und sichtbarsten öffentlichen Wirksamkeit, als Anreger und Gestalter der liturgischen Bewegung.

Nicht dass Guardini das, was wir liturgische Erneuerung nennen, als erster erfunden und begonnen hätte. Er steht hier in einer älteren Tradition. Seit 1841 war die französische Abtei Solesmes bemüht, die liturgischen Formen, Texte, Gesänge in ihrer ursprünglichen Gestalt freizulegen. In Deutschland nahmen die Klöster Beuron und Maria Laach diese Bewegung auf. Guardinis Schrift „Vom

Geist der Liturgie“ erschien 1918 in der von Ildefons Herwegen, dem Abt von Maria Laach, herausgegebenen Reihe „Ecclesia orans“.

Guardinis Beitrag zur Liturgiereform war, aufs Ganze gesehen, weniger fachwissenschaftlich als praktisch-religiös – das Wort Praxis freilich in einem anspruchsvollen Sinn verstanden. Was er wollte, was er im Lauf seines Lebens auch erreicht hat, war ein Doppeltes: einmal die liturgische Bewegung aus ihren klösterlichen und akademischen Mauern herauszuführen in die Gemeinden, das Volk, hinein; und, Hand in Hand damit, die Gläubigen liturgisch zu bilden durch Theologie und Pastoral. Als Kaplan in Mainz und später als Universitätslehrer in Bonn und Berlin hätte Guardini das kaum leisten können. Auch die Verbindung mit Beuron und Maria Laach hätte dazu wohl nicht ausgereicht. Es musste etwas hinzukommen, was kaum vorauszusehen, noch weniger zu planen war: die Verbindung von liturgischer Bewegung und Jugend-

bewegung im Jugendbund Quickborn, in den Treffen auf Burg Rothenfels von 1919 an – eine unwiederholbare Konstellation, eine „Scheitelstunde“, wie Guardini sagte. Erst damit gewann die liturgische Bewegung ihren „Sitz im Leben“, ihre volle Verbindung mit der Kirche – Voraussetzung ihrer späteren weltweiten Wirkung im Zweiten Vatikanischen Konzil.

Die Erneuerung der Liturgie vollzog sich auf Burg Rothenfels im Rahmen der Erneuerung der Lebensformen. Danach hatte die Jugendbewegung lange und oft verworren gesucht. Die Liturgiebewegung erhielt damit den Zustrom junger Menschen, die Dynamik neu aufbrechender Kräfte. Umgekehrt aber: welche Formkraft erwies jetzt die uralte Überlieferung an dieser suchenden, gegen die Zeit rebellierenden Jugend, welche konkreten Aufgaben wurden ihr gestellt, wie sprang aus den alten Formeln plötzlich die lebendige Gestalt kirchlicher Gemeinschaft hervor! Guardini hat oft geschildert, wie er, als Kaplan in Mainz, bei einer Messe vor dem Allerheiligsten den Tag erhoffte, an dem eine Gemeinde sein Dominus vobiscum – der Herr sei mit euch – erwidern würde, er hat von den ersten Versuchen einer Gemeinschaftsmesse berichtet, die er mit der Mainzer Juventus unternahm, und von den späteren Zusammenkünften und Werkwochen auf Burg Rothenfels, wo die neue alte Liturgie – lange Zeit von Zweifeln und Restriktionen der Bischöfe begleitet – allmählich Gestalt annahm.

In Guardinis Büchern werden die Grundzüge der Liturgie ebenso anschaulich wie streng entwickelt und

Guardinis Schüler waren nicht Seminaristen, Doktoranden, Dozenten, es waren die Hörer seiner Vorlesungen, seiner Reden und Predigten.

dargestellt: ihre Klarheit, ihre über das individuelle Beten hinausreichende Objektivität, ihr Stil und ihre Symbolik, ihre gemeinschaftsstiftende Kraft – aber auch ihr dem Zweckhaften enthobener Spielcharakter, ihre „wunderbare Gelassenheit“ und „tiefe Ruhe“. Guardini kam es auf den lebendigen Vollzug an, auf die Verbindung von Leib und Geist, die Begegnung der einzelnen mit der Gemeinschaft. Ihr sollt nicht in der Messe beten, ihr sollt die Messe beten – dieses Pius X. zugeschriebene Wort stand über dem ganzen Unternehmen. Neue Formen des Gemeinschaftslebens, der Liturgie, der Jugendarbeit und Erwachsenenbildung wurden erprobt. Auf Initiative von Rudolf Schwarz wurden mehrere Räume auf Burg Rothenfels in einer am Bauhaus orientierten Ästhetik neugestaltet. So kam es zu einer ungewöhnlichen und fruchtbaren Verbindung: Guardini als Jugendkaplan, als Liturge, als Burgleiter, geistlicher Erzieher, Volkspädagoge. Seine Wirkung auf die katholische, die deutsche Öffentlichkeit lag nicht zuletzt in dieser Kombination verschiedener, sonst getrennter Elemente begründet.

III.

Ich sprach vom Zeitdiagnostiker, vom Priester, vom Liturgen, vom Erzieher Guardini. Aber war er nicht auch ein Wissenschaftler, ein Hochschullehrer? Er war es in der Tat – aber auch in seinem akademischen Metier gab es Spannungen und Schwierigkeiten. Und ähnlich wie bei seiner italienisch-deutschen Herkunft war er auch hier ge-

zwungen, aus mannigfachen Nöten eine Tugend, aus vielem, was man ihm vor-enthielt, ein Stück Freiheit zu machen.

„Ich liebe die Universität“, schrieb Guardini am 22. Februar 1954 in München. „Jedesmal, wenn ich in ihre Nähe komme, freue ich mich. Die Kollegien sind gut, z.T. sehr gut besucht, und die Studenten vertrauen mir. Und dennoch bekomme ich immer wieder das Gefühl, ich habe eigentlich nicht das Recht, in der Universität zu sein. Der Maßstab, der in ihr gilt und nach dem man zu ihr gehört oder nicht, ganz oder nur halb, ist die Wissenschaft. Ich bin aber kein Wissenschaftler. Ich muss den Mangel des ‚Faches‘ immerfort durch mehr ‚Geist‘ ausgleichen. Die Situation ist irgendwie illegitim. Die Selbstverständlichkeit des Dazugehörens fehlt. In Berlin kam die Ablehnung der offiziellen Universität hinzu. Das wurde in Tübingen besser. Die Studenten anerkannten mich und die Kollegen irgendwie auch. Hier (sc. in München) wurde es noch besser. Ich bin so etwas wie ein Glanzstück – und dennoch! Es ist dafür gesorgt, dass man sich nichts einbildet.“

Guardini hatte, als er den Ruf nach Berlin auf den Lehrstuhl für „Katholische Weltanschauung“ annahm, *freiwillig* auf das ‚Fach‘, die Fachtheologie verzichtet, obwohl er sich 1922 in der Bonner Theologischen Fakultät habilitiert hatte und anschließend zwei Semester als Privatdozent für Dogmatik in Bonn tätig gewesen war. Und er hatte *unfreiwillig* auf die normalerweise mit einem Ordinariat verbundenen akademischen Rechte, also die Teilnahme an der Selbstverwaltung, die Übernahme von Ämtern usw. verzichten müssen, da eine Berufung in eine Fakultät nicht möglich gewesen war. Guardini hat in Berlin niemals Studenten examiniert, war auch nie Dekan oder Rektor, nahm, soweit wir wissen, nie als Gast an einer Fakultätssitzung teil, ließ sich wohl auch selten oder gar nicht im Dozentenzimmer sehen. Die Beziehungen zu den Berliner Kollegen blieben spärlich bis auf wenige Ausnahmen: Eduard Spranger, Werner Sombart, Werner Jaeger. Im ganzen war Guardini, trotz wachsender öffentlicher Resonanz, in der Berliner Universität isoliert. „Für die Universität“, so bemerkte er später bitter, „war ich der vom Zentrum aufgezogene Propagandist der katholischen Kirche, welcher an der ‚Hochburg des deutschen Protestantismus‘ nichts zu suchen hatte, und sie zeigte mir das auf jede Weise.“

Guardini hat nie den Versuch gemacht, an Universitäten sein Promotionsrecht wahrzunehmen – weder in Berlin, wo dies in der Tat schwierig gewesen wäre und ein Antrag wohl wenig Chancen gehabt hätte, noch später in Tübingen oder München, wo ihm dieses Recht als Fakultätsmitglied selbstverständlich zustand. Offensichtlich legte er auch keinen Wert auf einen „Stamm“ von Doktoranden oder Habilitanden. Er wollte keine „Schule“ bilden. Guardinis Schüler waren nicht Seminaristen, Doktoranden, Dozenten, es waren die Hörer seiner Vorlesungen, seiner Reden und Predigten. Und es waren seine Leser. Es dürfte kaum ein Buch Guardinis geben, das nicht aus Vorlesungen, Reden, Predigten hervorgegangen wäre. Auf ein Universitätsseminar dagegen, eine Pflanzstätte für Wirkung, Einfluss, Macht hat der schüchterne und schmächtige Mann wenig Wert gelegt – umso mehr freilich, vor allem später, im Dritten Reich, auf die intensive, oft wortlose Übereinstimmung mit seiner Hörerschaft und Leserschaft.

So bildet sich seit den Jahren der Weimarer Republik die unverkennbar eigene Arbeitsweise Guardinis heraus. Sie erwächst aus einer Mischung: aus *akademischem Entzug* einerseits, *frei-*



Foto: Nikola Harsch/Deutsche Botschaft beim Heiligen Stuhl

Botschafterin Annette Schavan mit Professor Hans Maier (re.) und Akademiedirektor Dr. Florian Schuller bei der Übergabe der Guardini-Werke.

willigem Verzicht andererseits. Das Fachliche tritt zurück – dafür gewinnen interdisziplinäre, philosophische, „universitäre“ Fragestellungen neues Gewicht. Die Anforderungen an Geist und Form des Vortrags nehmen zu, je mehr die Routine des „Fachs“ mit ihren wohlütig entlastenden Formeln und Wiederholungen verschwindet. Vom „normalen“ Universitätsprofessor beginnt sich Guardini, je bekannter er wird, auf doppelte Weise zu unterscheiden: durch das Neue, Unerprobte, Unkonventionelle der Fragen und Gegenstände, die er behandelt – und durch die künstlerische Formung, die literarischen Qualitäten seiner Darstellung.

Mit seinen Literaturinterpretationen erreicht Guardini rasch ein breites Publikum, weit über den katholischen Bezirk hinaus. Als Frucht der Berliner Vorlesungstätigkeit erschienen 1935 die Monographien über Pascal und über Augustinus, 1939 die über Dostojewskij und Hölderlin, 1943 über Sokrates; später kamen Studien über Dante, Nietzsche, Rilke hinzu. Das Arbeitsgebiet des Theologen und Philosophen, abgesteckt mit den Bonaventura-Studien der Promotion und Habilitation, weitet sich auf diese Weise ins Historische, Literarische, Ästhetische hinein; ja es greift schließlich über die Fachwissenschaften hinaus.

Mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit wird Guardini in den Berliner Jahren allmählich unabhängig von seiner – zumindest psychologisch – eher unzulänglichen akademischen Existenz. Als die Nationalsozialisten ihm 1939 die Professur entziehen, jedoch eine mögliche Rückkehr ins „Fach“, in die Fundamentaltheologie oder Dogmatik, offen lassen, da kann er sich – auch im Hinblick auf seine literarischen Einnahmen – aus freien Stücken für die Pensionierung entscheiden.

IV.

Nach dem Krieg standen Romano Guardini mehrere Optionen offen. Er konnte versuchen, als Pensionist und freier Schriftsteller weiterzukommen (die Publikationsmöglichkeiten tendierten in Deutschland 1944 bis 1946 freilich gegen Null!). Er konnte zurück ins theologische oder philosophische „Fach“ – die Universität Freiburg bot ihm schon 1945 den Konkordatslehrstuhl für Philosophie an und ein Jahr später sogar die Heidegger-Nachfolge. Guardini lehnte beides ab. Er entschied sich für einen dritten Weg, nämlich die Fortsetzung seines Berliner Lehramts an neuer Stelle, zuerst in Tübingen, dann in München.

„In München einen Lehrstuhl zu bekommen, war immer mein Wunsch“, bekannte Romano Guardini im Januar 1947 in einem Brief an Friedrich Glum von der Bayerischen Staatskanzlei. War ihm das kleine Tübingen zu eng? Brauchte er den Reiz der Großstadt? In den spärlichen Tagebuchnotizen Guardinis finden sich neben anerkennenden Worten auch kritische (und selbstkritische!) über München. Der Lärm, der Wechsel der Eindrücke, die Flüchtigkeit, das Ephemere, Gesellschaftliche – das stieß ihn zeitweise ebenso ab, wie es ihn zu anderen Zeiten anzog.

Endgültig prägen sich in München die Formen der Wirksamkeit Guardinis an der Universität aus: der Schwerpunkt liegt bei den großen Vorlesungen, die zeitweise mehr als 600 Hörer (soviel fasst das Auditorium Maximum) anziehen; bei Vorträgen in München sind es über 1000, einmal im Kongressaal des Deutschen Museums sogar über 2500 Hörer. Übungen und Seminare, anfangs noch angeboten, verschwinden in München, wenn man das Vorlesungsverzeichnis verfolgt, ab Sommersemester

1952 gänzlich. Guardini prüft nicht, er nimmt kein Promotionsrecht wahr, er beteiligt sich nur gelegentlich an Fakultätssitzungen, an der Rektorwahl – ohne große Begeisterung, immer mit Klagen über die verlorene Zeit.

Ein neuer Akzent in München ist die Ethik. Vom Wintersemester 1950/51 an hat Guardini nicht weniger als elfmal hintereinander über Fragen der Ethik gelesen (bis zum Wintersemester 1955/56); später taucht das Ethik-Thema erneut auf im Rahmen von Betrachtungen über die christliche Existenz. Es bleibt auf der Tagesordnung, bis im Wintersemester 1962/63 das Ende der Vorlesungen in München überhaupt erreicht ist.

Wer in jenen Jahren Guardini über Ethik sprechen hörte – ich hatte das Glück als Student 1954 –, der hatte den Eindruck eines insistierenden, immer wieder neu ansetzenden Anlaufs. Das Thema Ethik hat Guardini in München in seinen letzten Lebensjahren beschäftigt wie kein anderes. Über die Gründe kann man spekulieren. War es das Gefühl, die zeitgenössische Philosophie (und Theologie!) sei dem Ethischen, Praktisch-Politischen etwas schuldig geblieben? Hat vielleicht auch Guardinis intensive Beschäftigung mit der „Weißen Rose“ und mit dem Widerstand im Dritten Reich dazu geführt, entsprechende Defizite aufzudecken? In der Tat gab es im Werk des von ihm bewunderten Martin Heidegger keine Ethik – und auch von Heideggers Nachkriegs-Antipoden Adorno kamen, wenn er über Ethik handelte, nur Fragmente, „Minima Moralia“. Dem Existentialismus wie dem dialektischen Denken blieb die politische Praxis fremd. Und die Jugendbewegung, der sich Guardini



Foto: Nikola Harsch/Deutsche Botschaft beim Heiligen Stuhl

Ca. 60 Bände umfasst die Gesamtausgabe der bisher erschienenen Werke Romano Guardinis, die die Akademie der Botschaft der Bundesrepublik beim Heiligen Stuhl übergeben hat.

zeitlebens eng verbunden fühlte, hatte ihren Personalismus in weiten Strecken auf eine strikte Absage an „die Gesellschaft“ gegründet. Dachte Guardini im Hinblick auf das Erlebte daran, hier etwas ändern zu sollen, ändern zu müssen? Das wird man vermuten dürfen, auch wenn man in seinen Aufzeichnungen darüber wenig findet. Auch dass sich Guardini am Neuaufbau der politischen Bildung in Bayern beteiligte, dass

er Mitgründer der Akademie für politische Bildung Tutzing wurde und im Kuratorium dieser Einrichtung mitwirkte, weist in diese Richtung.

In Guardinis „Ethik“ – 1993 aus dem Nachlass veröffentlicht – ist an vielen Stellen vom „totalitären Staat“, vom Totalitarismus die Rede, von Kommunismus, Faschismus und Nationalsozialismus. Zeitgeschichtliche Erfahrungen klingen an, Selbsterlebtes und -beob-

Romano Guardini in der Bibliothek der Botschaft

Der Architekt Alexander von Branca hat vor dreißig Jahren für die Residenz der Deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl einen Raum als Bibliothek konzipiert. Für Residenzgebäude ist das nicht selbstverständlich. Für diese Residenz gleichwohl naheliegend. Warum? Die Theologie hat in Deutschland und im deutschsprachigen Raum im 20. Jahrhundert eine Blütezeit gehabt. Große Theologen (und einige Theologinnen) waren prägend für theologische Debatten weltweit. Ihre Werke sind in viele Sprachen übersetzt worden und konnten eine internationale Rezeptionsgeschichte schreiben. Heute in Afrika, Asien und Lateinamerika lehrende Theologinnen und Theologen sind auch vom Studium der Theologie aus Deutschland geprägt. Deshalb habe ich mich entschieden, eine kleine Bibliothek „Theologie des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum“ einzurichten. Da wird dann anschaulich, was große theologische Persönlichkeiten im zwanzigsten Jahrhundert geleistet haben: Karl Barth, Dietrich Bonhoeffer, Alfred Delp, Klaus Hemmerle, Walter Kasper, Hans Küng, Wolfhart Pannenberg, Karl Rahner, Joseph Ratzinger (Papst Benedikt XVI.), Edith Stein, Bernhard Welte... und eben Romano Guardini.

Die Katholische Akademie Bayern hat große Verdienste um das Werk von Romano Guardini. Als ich den Direktor, Herrn Dr. Florian Schuller, vor einigen Monaten anrief und vorsichtig fragte, ob er sich die Schriften von Romano Guardini in unserer Residenzbibliothek vorstellen könne, hat mich sein spontanes Angebot eines großzügigen Geschenkes der Katholischen Akademie Bayern an die Deutsche Botschaft beim



Foto: kna/Romano Sciliani

Annette Schavan überreicht Papst Franziskus am 8. September 2014 ihr Beglaubigungsschreiben und ist seitdem die Botschafterin der Bundesrepublik Deutschland beim Heiligen Stuhl.

Heiligen Stuhl sehr gefreut. Herzlichen Dank auch auf diesem Weg.

Seit Mai also stehen die Schriften von Romano Guardini in der Residenzbibliothek. Dieser große Religionsphilosoph war weit über die akademische Theologie im engeren Sinn prägend in vielen Debatten – mit seinen Analysen der Zeit, mit seinen literarischen Portraits und den Reflexionen christlicher Grundvollzüge, mit seinen spirituellen Impulsen und theologischen Bildern.

Das Portrait, das Professor Hans Maier anlässlich der Übergabe der Schriften bei einer öffentlichen Veranstaltung in der Residenz von Guardini als „Interpret seiner Zeit“ zeichnete, ließ sein Leben und sein Werk auf eindringliche Weise erkennbar werden. Übrigens zitiert Papst Franziskus in seiner Enzyklika „Laudato si“ mehrfach aus dem „Ende der Neuzeit“ von Romano Guardini.

Annette Schavan



Foto: Deutsche Botschaft beim Heiligen Stuhl

Die Residenz der Deutschen Botschafterin beim Heiligen Stuhl in der Nähe der Villa Borghese. Erbaut wurde das

Gebäude zwischen 1979 und 1984, Architekt des Hauses ist der Münchner Alexander Freiherr von Branca.

achtetes wird in den Fluss der Darstellung einbezogen. So kann man aus diesen Münchner Vorlesungen der Jahre 1950-1962 das zeitgeschichtliche Umfeld des späten Guardini rekonstruieren, die Erfahrungen, die seine Nachkriegswerke prägten, vor allem „Das Ende der Neuzeit“ (1950) und die „Die Macht“ (1951).

Guardini begreift die Totalitarismen als neue Mythen in einer postchristlichen Welt. In seiner in Mooshausen entstandenen Monographie „Der Heilbringer in Mythos, Offenbarung und Politik“ (1946) sucht er das Neue theologisch zu fassen. Am Anfang steht der mythische Heilbringer, eingebettet in die alte Götterwelt – Gestalten wie Osiris, Apollon, Dionysos, Baldur. Ihnen

steht Christus gegenüber – durch seinen Heilandsnamen den Heilbringern verbunden, aber im Wesen anders als sie, querstehend zu ihnen; denn Jesus ist nicht Mythos, sondern Geschichte. In dem Maß, in dem „die Offenbarung das religiöse Bewußtsein bestimmt, erlöst die Gestalt Christi die des mythischen Heilbringers und nimmt sie in sich auf“. Je mehr jedoch die „Vorstellungen, mit denen das Dasein überhaupt gedacht wird, sich von der Offenbarung lösen und einen rein innerweltlichen Charakter annehmen, verliert die Gestalt des Herrschers den Zusammenhang mit Christus. Damit löst sich aber auch das mythische Urmotiv des Heilbringers aus dem Sinnzusammenhang, in dem es erlöst und zugleich erfüllt war. Es wird

nicht vernichtet. (...) Es bleibt im Dasein, aber ohne rechtmäßigen Ausdruck. Es behält seine Macht, doch diese Macht ist ortlos. Eine durch keinen entsprechenden Gegenstand gebundene, in keine Ordnung eingefügte, durch kein positives Recht legitimierte Energie bedeutet aber Gefahr“ (52 f.).

So kann Guardini den „Heilbringer der zwölf Jahre“ – Hitler – als einen mythischen Usurpator zeichnen, der im Verblissen des christlichen Bewusstseins von der allgemeinen Sinnleere profitiert und in einer zu Entscheidungen drängenden Krisenzeit die messianischen Erwartungen der Massen auf sich zieht. „Die Gewalthaber der jüngst vergangenen Zeit haben, um ihre Macht endgültig religiös zu begründen, jenen im Grundgefüge der Seele angelegten, aber ortlos und gegenstandslos gewordenen ‚Bedeutungskern‘ geweckt und ihm eine Form gegeben, die nur den Sinn haben konnte, Christus auszulöschen und an seine Stelle wieder einen innerweltlichen Heilbringer zu setzen“ (73 f.).

Zahlreiche Ehrungen erfreuten den Altgewordenen in seiner Münchner Zeit: So erschien ihm die Verleihung des Prälatentitels als eine lang vermisste Würdigung seines Werkes durch die Kirche. Der Friedenspreis des deutschen Buchhandels, die Goldene Ehrenmünze der Stadt München, die Ehrenbürgerschaft von Verona und Isola Vicentina, die Friedensklasse des Ordens „Pour le Mérite“, der Brüsseler Erasmuspreis waren Zeugnisse öffentlicher Anerkennung in Deutschland und darüber hinaus.

In seinen letzten Jahren lebte Romano Guardini, gequält durch eine schmerzhaftige Trigeminus-Neuralgie, in zunehmender Einsamkeit, zurückgeworfen auf den engsten Freundeskreis. Ein Brief an Josef Weiger vom 4. August 1963 umschreibt die Thematik, in der der Altgewordene den „inneren Abschluss“ seiner Denkarbeit sieht, mit folgenden Worten: „Etwas von Gottes Loyalität deutlich machen, die ebenso über alles Begreifen geht wie seine Großmut. Und auch etwas von jenem Geheimnis, das den so vielzerstörten Namen der Liebe trägt.“ Und Guardini

fügt hinzu: „Müsste der Theologe nicht vor allem um Gott Sorge tragen? Sich dafür verantwortlich fühlen, dass Er mit der ganzen Majestät seines Herrtums im gläubigen Bewusstsein steht? Und wäre damit das Anliegen des Menschen nicht schon ganz von selbst gewahrt?“

Am 1. Oktober 1968 starb Romano Guardini. Er wurde in München auf dem Priesterfriedhof von St. Laurentius begraben. Seine letzte Ruhestätte hat er, fast dreißig Jahre später, in der Münchner Universitätskirche St. Ludwig gefunden. Dort hatte er jeden Sonntag gepredigt – eine Aufgabe, die ihm ebenso wichtig schien wie die Lehrtätigkeit an der Universität.

V.

Zum Schluss eine Bemerkung über Guardini und seine Bücher – auch im Hinblick auf den heutigen Anlass, die Übergabe der Guardini-Schriften an die Deutsche Botschaft beim Heiligen Stuhl.

München bedeutete für Guardini die Vollendung seiner akademischen Laufbahn. Doch trotz der großen Erfolge, des wachsenden Echos blieb er bescheiden und selbstkritisch gegenüber seiner Lebensleistung. Mit zunehmendem Alter legte er sich oft die Frage vor: Was bleibt von meinem Werk? Seine selbstbiographischen Berichte sind Fragment geblieben. Auch die erhaltenen Tagebuchnotizen sind Splitter und bilden kein Ganzes. Mit zwiespältigen Gefühlen sah der Siebzigjährige auf die „vielen Bücher“, die er geschrieben hatte. „Einer könnte mich fragen: ‚Warum schreibst Du eigentlich so viel?‘ „Die Sachen stehen auf einem Regal in der Ecke meines Arbeitszimmers, damit man sie nicht so ohne weiteres sieht. Aber beim Herumgehen komme ich doch davor, und wenn ich all die Bücher und Büchlein nebeneinander sehe, da wird’s mir, wie man im Rheinland sagt, ‚zweierlei‘, und ich gehe schnell weg.“

Guardini hatte auf die Frage „Warum so viele Bücher?“ drei Antworten bereitet. Einmal: Viele Menschen, die ihn nicht hören konnten, hätten ihn doch wenigstens lesen wollen – und da er ein fleißiger Mensch gewesen sei und ihm die Arbeit Freude machte, kam eben vieles zusammen. Zweitens: Fast alle seine Arbeiten seien Gelegenheitschriften gewesen. Etwas drängte „aus dem Zusammenhang des Lebens heraus zur Sprache“, und da das Leben unendliche Gelegenheiten bietet, war die Summe am Ende groß. Die dritte Antwort ist die interessanteste: In kühner und frommer Unbescheidenheit war Guardini stets der Meinung, seine Gelegenheiten seien auch solche für die Anderen; er hatte immer das Gefühl, wenn er in sein eigenes Dasein hineinhörte, dann müsse das, was von daher zu sagen war, auch die Anderen angehen.

Daran war nun gewiss etwas Wahres. Der Pionier der Liturgiereform hat es noch erlebt, wie seine Gedanken und Vorstöße in der Kirche Gestalt annahmen, wie das Persönliche seiner Existenz ins Allgemeine der Geschichte überging. Der späte Romano Guardini in München war bereits eine historische Figur. Er hatte die Kirche – bekanntlich ein langsames, oft schwerfällig sich bewegendes Gefährt – in einem zentralen Bereich, der Liturgie, in sanfte, aber irreversible Bewegung versetzt. Er hatte einen Prozess der Erneuerung ausgelöst. Und die Kirche hatte nach längerem Zögern auf ihn gehört, war ihm gefolgt, war einige wenige, aber entscheidende Schritte mit ihm gegangen. Das war nichts Geringes. Guardini hat in der Geschichte des Zweiten Vaticanums, ja in der Kirchengeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts Spuren hinterlassen. Welcher zeitgenössische Theologe – noch dazu „ohne Fach“ – hätte Ähnliches von sich sagen können? □



Foto: Deutsche Botschaft beim Heiligen Stuhl

Blick vom Garten der Botschaft auf die Residenz.

Die Welt verändert sich

Staatsminister Dr. Marcel Huber, Leiter der Bayerischen Staatskanzlei, war am 23. Februar 2015 zu Gast in der Katholischen Akademie Bayern. In seinem Referat mit dem Titel „Die Welt verändert sich. Verantwortung Deutschlands und Europas“ ließ Marcel Huber die aktuellen Krisen und Herausforderungen, die die Welt beschäftigen, Revue passieren. Der

Minister war anstelle von Ministerpräsident Horst Seehofer gekommen, der ursprünglich die Sicht der Bayerischen Staatsregierung auf internationale Probleme und Konflikte darlegen wollte. Ein wichtiger Termin in Berlin – es ging um Fragen im Zusammenhang mit der Griechenlandkrise – hatte Horst Seehofer aber in Anspruch genommen.

Verantwortung Deutschlands und Europas

Marcel Huber

I. Die multipolare Welt des 21. Jahrhunderts: Unsere Werte werden herausgefordert

Sie haben den Ministerpräsidenten eingeladen zum Thema „Die Welt verändert sich – Verantwortung Deutschlands und Europas“. Der Grund, warum Ministerpräsident Seehofer mich kurzfristig gebeten hat, ihn heute Abend zu vertreten, hat genau mit dem Thema dieses Abends zu tun. Es geht nämlich um die Verantwortung Deutschlands in einer Frage, die ich, ohne übertreiben zu wollen, für historisch halte. Es geht um die Entscheidung, wie sich Deutschland, wie sich Europa zur Frage Griechenland positioniert. Ich hoffe, Sie verstehen, dass sich der Ministerpräsident die Zeit nehmen muss, um die Dinge ordentlich auf den Weg zu bringen, denn bei historischen Entscheidungen sollte man keine Fehler machen.

In diesen Wochen und Monaten beherrscht uns die Außenpolitik. Bundeskanzlerin Merkel ist in der schwierigsten Mission ihrer Amtszeit unterwegs. Die Menschen haben Angst vor einem Flächenbrand in Europa, der uns möglicherweise mit bedroht.

Die Welt hat sich verändert. Sie ist buchstäblich aus den Fugen geraten. Man könnte meinen, die Kräfte des Bösen hätten die Herrschaft angetreten. Und darauf gibt es nur eine Antwort: Die demokratischen Kräfte überall auf der Welt müssen enger zusammenrücken, um Menschenrechte, Frieden und Freiheit gemeinsam zu schützen.

Islamistischer und antisemitischer Terror in Paris, Belgien, in Kopenhagen und übrigens auch bei uns. Wer hätte vor eineinhalb Jahren geglaubt, dass 50.000 schwerbewaffnete IS-Kämpfer einen islamischen Staat auch mit grausamsten Terrormitteln durchsetzen wollen. Diese Situation ist eine Kampfansage nicht nur an die Menschen, die vor Ort betroffen sind, sondern eine Kampf-



Staatsminister Dr. Marcel Huber, Leiter der Bayerischen Staatskanzlei

ansage an die gesamte westliche Welt und unsere Werte.

Ich kann nur wiederholen, was Charlotte Knobloch im Münchner Merkur gesagt hat: „Wer in Europa Juden angreift, greift die gesamte europäische Gesellschaft und ihre freiheitlichen Werte an.“ Es darf nicht sein, dass 70 Jahre nach Kriegsende wieder Juden mitten in Europa um ihr Leben fürchten müssen und überlegen, nach Israel zu flüchten. Wir sind stolz, dass in Bayern in vielen Gemeinden nach den Schrecken des Nationalsozialismus wieder vielfältiges jüdisches Leben entstanden ist. Wir müssen alles tun, damit sich jüdische Bürger weiter sicher und daheim fühlen. Ich bedaure deshalb den Aufruf des israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu an die Juden in

Europa, nach Israel auszuwandern. Dem Terror nachzugeben, wäre Kapitulation.

Staaten zerfallen. Milizen untergraben Recht und Ordnung. Überall weniger Ordnung, schwindende Stabilität, noch mehr Opfer, noch mehr Menschen auf der Flucht. In Afrika leiden Millionen unter humanitären Katastrophen.

Gleichzeitig geht es uns so gut wie noch nie. 70 Jahre Frieden, keine kriegerischen Handlungen hier in Deutschland, das ist eine Episode, die es in unserer Geschichte in dieser Dimension noch nie gegeben hat. Aus diesem Grund steht ein Land, dem es so gut geht, natürlich auch in der Verantwortung. Unser Wohlstand, unser hoher Lebensstandard sind auch eine Verpflichtung, international Verantwortung zu übernehmen.

70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, nach dem unermesslichen Grauen der Shoah, verfügen wir heute über die stabilste Demokratie, die es jemals auf deutschem Boden gegeben hat. Deutschland und die Deutschen werden dafür in der ganzen Welt respektiert. Und deshalb sollten wir in der Außen- und Sicherheitspolitik durchaus selbstbewusst auftreten, aber immer auch mit dem Grundgedanken eines partnerschaftlichen Vorgehens. Unsere Bundeskanzlerin vertritt die deutschen Interessen in diesem Sinne.

Man braucht in der Außenpolitik einen langen Atem. Fehler in der Innenpolitik, Franz Josef Strauß hat es in unzähligen Reden gesagt, kann man korrigieren. Aber falsche Weichenstellungen in der Außenpolitik können für Generationen bestimmend sein. Denken Sie gerade jetzt an die Ukraine und an Griechenland: Wenn wir Griechenland für die westliche Welt verlieren, wenn Russland hier eine neue Einflussosphäre gewinnt, dann kann es passieren, dass sich das gesamte Weltgefüge verändert.

Letztes Jahr, 2014, haben wir 25 Jahre Fall der Mauer gefeiert. Jeder hat die Bilder gesehen, wie dieses Bauwerk eingerissen worden ist, wie die Menschen aus dem Osten plötzlich wieder mit Verwandten zusammengekommen sind, wieder reisen konnten. Ich lebe im Landkreis Mühldorf. Das ist etwa 100 Kilometer von der Grenze entfernt, die einmal eine Frontlinie war, die Frontlinie eines Kalten Krieges, als beide Seiten hochgerüstet, atomar bewaffnet und fähig zum Overkill waren. Diese Grenze ist inzwischen weg. Wir waren als Deutsche nach der Wende voller Zuversicht für die gemeinsame Zukunft. Wir glaubten, die Ideen von Rechtsstaat und Demokratie, von Frieden und Freiheit würden sich von nun an wie ein Lauffeuer über die ganze Welt verbreiten. Und namhafte Politikwissenschaftler sahen schon das Ende der Geschichte angebrochen.

Das war die Stimmung Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre. Doch die Geschichte hat einen anderen Verlauf genommen. Wir haben es erlebt vor unserer Haustüre: schon 1991 im ehemaligen Jugoslawien, zweimal im Irak, im Kosovo, am 11. September 2001 in Amerika, in Afghanistan und an vielen anderen Konfliktherden auf der ganzen Welt. Und wir erleben es jetzt in der Gegenwart aktuell in geballter Form und in beängstigendem Ausmaß.

Frieden, das wird in dieser Zeit wieder sehr deutlich, ist eben nichts Selbstverständliches. Für Frieden und Freiheit muss auch in unserer Zeit, im 21. Jahrhundert, im Jahr 2015, Tag für Tag gearbeitet werden.

Die Teilnehmer der diesjährigen Münchner Sicherheitskonferenz waren in großer Sorge wie seit Jahren nicht mehr, insbesondere wenn man die Reden des amerikanischen Vizepräsidenten Joe Biden und des amerikanischen Außenministers John Kerry gehört hat,

aber auch die des russischen Außenministers Sergej Lawrow. Die Brandherde in der Welt zu löschen, wenn man nur polarisiert und nicht wirklich den Ausgleich sucht, wird immer schwieriger.

Wir leben in einer paradoxen Zeit: Die Welt wächst zusammen. Das weltweite Netz, das World Wide Web, versetzt uns in die Lage, jederzeit mit jedem irgendwo auf der Welt zu kommunizieren, und gleichzeitig fällt die Welt momentan auseinander, wie wir es so noch nie gehabt haben. Die Welt leidet unter einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.

Ich habe vorgestern mit meinem Sohn, der gerade beruflich in Amerika weilt, längere Zeit via Skype gesprochen, man sieht sich und man spricht miteinander. Das ist für alle selbstverständlich. Unternehmen arbeiten weltweit zusammen und es gibt kein großes Unternehmen mehr, das nicht weltweit seine Dependancen hat. Wir profitieren alle davon.

Diese Vernetzung ist etwas sehr, sehr Positives, aber das ist nur das eine. Denn gleichzeitig mit dieser Vernetzung wachsen auf der Welt auch Fundamentalismus und Fanatismus, plötzlich gelten irgendwo Menschenrechte nicht mehr, Völkerrecht wird mit Füßen getreten und wir erfahren leider erneut schmerzhaft, dass all diese Dinge, für die wir kämpfen, Friede, Freiheit, ein tolerantes und auch freiheitliches Gesellschaftsmodell, dass es all das leider nicht zum

Man braucht in der Außenpolitik einen langen Atem.

Nulltarif gibt. Im Gegenteil: Ich habe den Eindruck, je mehr Freiheit, desto größer ist auch unsere Angreifbarkeit, weil diese Freiheit ausgenutzt wird von den Kräften, die diese Freiheit nicht haben wollen.

Dabei geht es heute nicht mehr um Freiheit oder Sozialismus, das war Thema des Kalten Krieges. Es geht heute auch um Freiheit oder Islamismus. Ich meine damit den fanatischen und gewalttätigen, manchmal barbarischen Islamismus. Wir können und wir werden es nicht dulden, dass mitten in Europa Meinungsfreiheit bedroht wird, Demonstrationen unmöglich gemacht oder Menschen ermordet werden. Freiheit darf nicht zum Opfer ihrer selbst werden. Hier müssen alle Demokraten zusammenstehen. Hier müssen wir uns als wehrhafte Demokratie beweisen.

Islamische Verbände haben die Attentate bedauert. Das ist ein erster Schritt. Aber weitere müssen folgen. Die islamischen Verbände müssen selbst aktiv werden und ihre Religion vor Missbrauch durch Hassprediger und Terrorunterstützer schützen. Es leben 1,6 Milliarden Muslime auf dieser Welt, die aufgefordert sind, klar zu machen, dass der Islam keine Bedrohung für friedliebende Menschen anderer Religionen ist. Die Herausforderung, dies klar zu machen, ist nicht unsere Aufgabe. Das müssen die Muslime selber tun.

Die multipolare Welt unserer Tage ist vielschichtig und komplex. Es gibt in der deutschen Außenpolitik keine Automatismen mehr. Das heißt, es gibt nicht mehr nur eine Antwort für alle Konflikte. Stattdessen hat jeder Konflikt seine eigene Logik. Und jeder Konflikt muss neu bedacht werden. Unsere Antworten sollten alle nicht rein gesinnungsethisch, sondern verantwortungsethisch begründet sein. Das heißt für Deutschland und Europa: Wer mitreden will, der muss auch mithandeln können und der muss auch mithandeln wollen.

Dabei ist es sinnvoll, dass man Leitlinien für sein Vorgehen hat, dass man Grundüberzeugungen hat, auf die man



Regierungssprecherin Daniela Philipp war zusammen mit Minister Marcel Huber in die Akademie gekommen.

aufbaut, wenn man den jeweiligen Konflikt analysiert und über sein Vorgehen entscheidet.

II. Leitlinien für die gewachsene Verantwortung Deutschlands und Europas

Unsere Außen- und Sicherheitspolitik muss berechenbar und verlässlich sein

Die erste Leitlinie für uns Deutsche muss sein: Verlässlichkeit. Die Welt und vor allem unsere engen Partner müssen wissen, wo wir stehen, und zwar eindeutig. Die Europäische Union, die NATO und die transatlantische Partnerschaft: das Friedensbollwerk und der Stabilitätsanker der freien Welt. Zu dieser Wertegemeinschaft gehören wir Deutsche. Angesichts der vielen Krisen auf der Welt muss man zuallererst feststellen: Frieden, Freiheit und Sicherheit gibt es nur mit einem vernetzten Politikansatz. Zu dieser neuen Weltinnenpolitik müssen wir alle unseren Beitrag leisten. Wer nur passiv zusieht, schadet deutschen Interessen und überlässt andere Menschen oft einem schreckli-



Ein aufmerksamer Zuhörer: Prof. Dr. Willibald Folz, der Vorsitzende des Vereins der Freunde und Gönner der Katholischen Akademie.

chen Schicksal. Eine Schonhaltung aus Angst vor innenpolitischem Widerstand verbietet sich in dieser Situation.

Der Freistaat Bayern stellt sich seiner Verantwortung im Rahmen der deutschen und europäischen Außenpolitik. Bayern ist hoch angesehen in aller Welt. Wir werden geschätzt als Land der Zukunft und der Innovation. Unser Rat ist gefragt. Wir setzen auf Freundschaft und Vertrauen. Damit halten wir die Türen offen – selbst in Krisenzeiten – gerade weil wir auch in kritischen Fragen nicht für die Schlagzeile arbeiten, sondern für einen ehrlichen Dialog.

Ein schönes Beispiel, das Ihnen Ministerpräsident Seehofer sicher gerne erzählt hätte, ist der Umgang mit unserem Nachbarn Tschechien. Die neue Ära der Nachbarschaft, in der wir eine Bayerische Repräsentanz in Prag eröffnen können, hätte man sich vor zehn Jahren, ich würde fast sogar sagen, vor fünf Jahren so noch nicht vorstellen können. Ich möchte an dieser Stelle anmerken, und das hätte er nicht gesagt, wenn er selber dagewesen wäre: Dass das gelungen ist, ist eines der großen Verdienste von Horst Seehofer. Das muss man an dieser Stelle einmal ausdrücklich betonen.

Wir in Deutschland und Bayern arbeiten für das gemeinsame Europa. Kritik im Detail ändert nichts an unserer Grundüberzeugung.

Erstens: Wir brauchen ein starkes Europa.

Zweitens: Europa ist mehr als ein Wirtschaftsraum, Europa ist eine Wertegemeinschaft.

Vieles, was uns über die Jahre selbstverständlich geworden ist, bekommt heute eine neue Bedeutung. Deshalb ist die Mahnung von Papst Franziskus in seiner Rede vor dem Europäischen Parlament wieder hochaktuell: Die Zukunft Europas liegt in den europäischen Werten von Menschenwürde und Solidarität. Die christlichen Prinzipien von Solidarität, Subsidiarität und Eigenverantwortung sind die besten Handlungsmaximen für ein starkes Europa. Nur mit einer Kultur der Freiheit, nur mit dem Bekenntnis zur Eigenverantwortung, nur mit Geschlossenheit und Zusammenarbeit mit allen gutwilligen Kräften kann die Stimme Europas Gewicht und Einfluss erhalten.

Wir steuern auf 7,3 Milliarden Menschen weltweit zu. Ich will jetzt gar nicht anfangen, die 12,6 Millionen Bayern hier in Relation zu setzen, aber auch Deutschland mit 80 Millionen

Einwohnern ist in Relation zu dieser Zahl eine sehr, sehr kleine Stimme. Wenn wir nicht eingebettet wären in die Europäische Union, wäre es beim besten Willen selbst der Bundesrepublik Deutschland nicht möglich, die großen Probleme unserer Zeit zu lösen: Sicherheit, Energiepolitik, Klimaschutz.

Die Grenzkontrollen, die Einhaltung von europäischen Regeln wie Schengen/Dublin III, die Flüchtlingsverteilung, die Krisenprävention, die Entwicklungszusammenarbeit, die Organisation der Hilfsmaßnahmen, um Fluchtursachen einzudämmen, das geht nur gemeinsam mit der Europäischen Union. Deshalb: Den Blick mehr nach außen, weniger Klein-Klein nach innen. Weniger Selbstbeschäftigung, mehr Verantwortung für die Welt.

Es kann deshalb auch nicht sein, dass ein Land wie Griechenland die Solidargemeinschaft Europas bis an die Grenzen austestet. Das ist nicht zuletzt eine Frage der Gerechtigkeit gegenüber Ländern wie Portugal oder Irland, die mit harten Reformen Verträge erfüllen und für die Menschen in ihrer Heimat eine Brücke in die Zukunft geschlagen haben. Ursache und Wirkung dürfen nicht verdreht werden. Europa hat viel geleistet: Tilgung gestreckt, Zinslasten minimiert, durch Aufbauhilfe unterstützt. Die strukturellen Fehler hat Griechenland gemacht, nicht Europa.

Die Hand bleibt ausgestreckt. Aber der Aufbau eines modernen Staateswesens und mehr Wettbewerbsfähigkeit, auch das Durchsetzen von Forderungen gegen bestimmte Bevölkerungskreise – das ist und bleibt vor allem nationale Verantwortung. Am Ende gilt auch für Griechenland: Europa ist nur so stark, menschlich lebenswert und sozial wie seine Nationalstaaten. Deshalb bleibt es dabei: Hilfe nur mit Kurs halten für Reformen. Hilfe zur Selbsthilfe. Das ist das christliche Prinzip der Subsidiarität. Solidarität und Leistungsgerechtigkeit gehören zusammen. Sonst bricht die Bereitschaft zur Solidarität in Europa weg. Das muss jeder wissen.

Verantwortungskaskade deutscher Außenpolitik: Kooperation, wo möglich – Wehrhaftigkeit, wo nötig

Wir Bayern haben seit Jahrhunderten ein besonderes Verhältnis zu Russland, unserem großen Nachbarn im Osten. Wir dürfen die Brücke in Richtung Osten nicht abreißen. Aber eines muss über allem stehen: Bruch des Völkerrechts ist inakzeptabel. Wir führen diesen Dialog nicht als Makler zwischen Ost und West, sondern als Vertreter der westlichen Interessen. Wir befinden uns nicht im Niemandsland irgendwo zwischen Amerika und Russland. Es kann nach meiner festen Überzeugung für uns keine Äquidistanz zu Washington und Moskau geben, sondern wir stehen auf der Seite der westlichen Wertegemeinschaft.

Auch angesichts mancher Äußerungen in der innerdeutschen Diskussion ist es notwendig, dass die Wahrheit ausgesprochen wird: Es mag im Verhältnis zu Russland in den letzten zehn Jahren Punkte gegeben haben, die nicht optimal gelaufen sind. Wer aber einer angeblichen „Kränkung“ der russischen Seele durch den Fall des Eisernen Vorhangs und durch die Zeitenwende von 1989/90 das Wort redet, der versündigt sich am millionenfachen Leid in den Staaten des Warschauer Pakts – von den baltischen Staaten über Polen bis zur Ukraine. Die Wiedervereinigung geschah im Konsens und mit Zustimmung der Alliierten und im Besonderen mit der damaligen sowjetischen Führung. Dafür sind wir Deutsche bis heute dankbar.

Tatsache ist und bleibt: Die DDR, und damit auch der Feldversuch Sozialismus hier in Europa ist gescheitert.

Die DDR war bankrott – wirtschaftlich, finanziell, moralisch. Und Tatsache ist ebenso: Eingedenk ihrer Geschichte haben sich die Menschen in Polen, in Ungarn, in Tschechien, in den ehemaligen Satellitenstaaten freiwillig nach Westen orientiert – mehrheitlich auch in der Ukraine. Daran sollte gelegentlich Frau Wagenknecht von uns erinnert werden. Mauer, Schießbefehl und der Eisernen Vorhang wurden vom eigenen Volk von innen nach außen überwunden und nicht vom Westen überrannt. Der unvergessene Papst Johannes Paul II. hat mit seiner moralischen Autorität Geschichte geschrieben und maßgeblichen Anteil gehabt am Weg in die Freiheit und in die Demokratie.

Angesichts dieser gemeinsamen Geschichte dürfen wir uns in Europa nicht auseinanderdividieren lassen. In mancher deutscher Talkrunde scheint das Urteilsvermögen manchmal schon ein bisschen verschoben. Ich sage deutlich: Putin kritisiert rechte Extremisten in der Ukraine und hofiert gleichzeitig rechtsgerichtete Kräfte in Europa. Ehrenvoller Empfang für Le Pen in der Duma, Unterstützung für Antisemiten – das kann uns nicht kalt lassen. Darauf müssen wir bei aller Vordringlichkeit der Diplomatie klare Antworten geben. Auch das ist eine besondere Verantwortung deutscher Außenpolitik, die wir in Bayern natürlich mittragen müssen.

Dabei ist klar: Die deutsche Außenpolitik steht für Friedfertigkeit. Mehr Verantwortung in der Welt bedeutet nicht eine Militarisierung unserer Außenpolitik. Unsere Außenpolitik hat eine Verantwortungskaskade: Großzügig sein mit Hilfsgütern und Logistik, offen sein für Waffenlieferungen und vorsichtig sein mit Militäreinsätzen.

Bei der Krisenprävention und Kriseneindämmung steht für uns die Humanität an erster Stelle. Das ist unsere christliche Verpflichtung. Was wir hier beitragen können, das leisten wir gerne und auch intensiv. Aber wenn das alles nicht hilft? Ich denke jetzt an den IS-Terror. Man darf nicht glauben, man könnte den Gräueltaten des Islamischen Staats in der Levante und in Nordafrika, wie die Enthauptung von 21 ägyptischen Christen, mit einer einschneidenden Protestnote oder nur mit Mahnwachen entgegentreten. Allein auf diese Weise werden wir nicht wirklich etwas erreichen. An dieser Stelle wird es nicht anders möglich sein, als hier auch militärisch einzugreifen.

Deswegen ist es eine realistische Option, den Menschen, die sich dort wehren, durch Waffenlieferungen zu helfen. Deshalb sollten wir zweitens offen sein für Waffenlieferungen. Wir haben im Bund das Thema sehr, sehr intensiv beraten. Und wir haben uns entschieden, dass wir unter ganz besonderen Umständen auch in ein Krisengebiet bestimmte militärische Güter liefern. Das war kein Tabubruch, sondern baut auf unseren Überzeugungen auf. Ich bin heute mehr denn je davon überzeugt, dass diese Waffenlieferungen richtig waren. Es gab entsprechende Äußerungen von Kardinal Marx und Landesbischof Bedford-Strohm, die ich zusammenfassen möchte mit dem Satz: Es geht darum, unschuldiges Leben zu schützen.

Selbst der Gründer des Hilfswerks Cap Anamur, Rupert Neudeck, ein erklärter Pazifist, hat in einem Interview im ZDF gesagt: „Ich möchte nicht, dass Menschen sterben für die Reinheit meiner Philosophie.“ Das ist Verantwortungsethik, die das Schicksal des Einzelnen in den Mittelpunkt stellt!

Für uns haben Rüstungsexporte das Ziel, eine Region zu stabilisieren und Menschen zu schützen. Bei jedem Rüstungsexport besteht die Gefahr, dass solche Güter auch in falsche Hände geraten können. Aber wenn man das zum

Gäste des Abends



In der ersten Reihe saßen (v.l.n.r.): Bischofsvikar Rupert Graf zu Stolberg, Dr. Christoph Strötz, Präsident des Oberlandesgerichts Nürnberg und Mitglied im Allgemeinen Rat der Katholi-

schen Akademie, Staatsminister Dr. Marcel Huber, Leiter der Bayerischen Staatskanzlei, Edda Huther, die ehemalige Präsidentin des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs und Mitglied der Aka-

demieleitung, Prof. Dr. Werner Weidenfeld, ebenfalls in der Akademieleitung und Direktor des Centrums für angewandte Politikforschung (CAP) an der LMU München, Heidrun Piwernetz,

Generallandesanwältin, und Msgr. Wolfgang Huber, Präsident von Missio München.

bestimmenden oder allein entscheidenden Kriterium machen würde bei der Frage von Waffenlieferungen, dann wäre man absolut handlungsunfähig. Und die Folgen könnten Massenmord, ein Genozid, aber auch eine noch größere Flüchtlingsbewegung nach Europa und zu uns in die Bundesrepublik Deutschland sein, als wir sie heute schon erleben.

Die dritte Stufe der Kaskade: Wir müssen vorsichtig sein mit Militäreinsätzen. Kampfeinsätze können immer nur das letzte Mittel sein. Sie brauchen eine klare rechtliche Grundlage. Und wir müssen von unseren Partnern wirklich gebraucht werden. Wenn es ein tatsächliches Bedürfnis nach deutscher Beteiligung bei unseren Partnern nicht gibt, dann sollten wir auch nicht sagen, wir müssen unbedingt dabei sein. Militäreinsätze der Bundesrepublik Deutschland gehen immer nur in Partnerschaft mit unseren Verbündeten und niemals im Alleingang.

Bekenntnis zur Bundeswehr

Wer den Krieg verhindern will, muss immer mit der Möglichkeit des Krieges rechnen. Wehrhaft zu sein gegen Völkermord und gegen Bruch des Völkerrechts – das ist unsere christliche Pflicht. Deutsche Außenpolitik muss für Diplomatie und Solidarität stehen, aber immer auch für die Konsequenz im Handeln. Wie gesagt: großzügig bei humanitärer Hilfe, Waffenlieferungen und Kampfeinsätze immer nur als allerletztes Mittel im streng geprüften und parlamentarisch abgesicherten Einzelfall.

Wehrhaftigkeit gegen internationalen Terrorismus und Völkermord heißt da-

mit auch: klares Bekenntnis zur Bundeswehr. Wir brauchen eine starke Bundeswehr, die auf die besonderen Anforderungen in solchen Einsätzen ausgerichtet ist. Ich sage das ganz bewusst in Zeiten, in denen es nicht ganz erfreuliche Hinweise auf den Zustand der Ausrüstung unserer Bundeswehr gibt. Hier ist schon noch ein gewisser Handlungsbedarf da, wenn es darum geht, dass wir junge Leute aus Deutschland dazu aufordern, für die Welt Verantwortung zu übernehmen. Gerade vor vier Wochen ist zum Beispiel die Fregatte Bayern ausgelaufen, um am Horn von Afrika gegen Piraten Sicherheit zu schaffen. Da sage ich: Wir müssen die schützen, die uns schützen. Das heißt, wir müssen denen, die sich in Gefahr begeben, eine ordentliche Ausrüstung zur Verfügung stellen. Da dürfen die Haushaltsfragen nicht so sehr im Vordergrund stehen, sondern wir müssen dafür sorgen, dass diese Leute auch ordentliche Schutz-ausrüstungen bekommen.

Die Bundeswehrausrüstung gehört für mich zu unserer Zukunftssicherung genauso wie die Wissenschaft, die Forschung, die Bildung. Die Sicherheit muss für uns auch in Haushaltsfragen ganz weit oben stehen, weiter als in den vergangenen Jahren. Das ist auch gar nicht so hypothetisch, denn unsere Soldatinnen und Soldaten sind zurzeit in 16 Auslandseinsätzen. Diese Einsätze sind gefährlich. Und was unsere Bundeswehr dort leistet, ist ein echter Beitrag für Frieden und Sicherheit in dieser Welt. Und sie leistet auch etwas für das Renommee Deutschlands. Unsere Soldatinnen und Soldaten machen einen so guten Job, dass sie, und damit Deutschland, in der ganzen Welt hoch

geachtet werden. Ich möchte mich an dieser Stelle ganz ausdrücklich einmal bei den Soldatinnen und Soldaten bedanken, die auch unter schwierigsten Bedingungen in Auslandseinsätzen für unsere Sicherheit, für unsere Freiheit, aber auch für unser Land den Dienst tun und die einen wesentlichen Beitrag zum positiven Ansehen der Bundesrepublik Deutschland leisten: herzlichen Dank!

Neue Ära der Flüchtlingspolitik und Entwicklungszusammenarbeit

Eine letzte Leitlinie, mit der ich im Rahmen von Sonderaufgaben sehr viel zu tun habe: Ich kümmere mich um die Leitung des Krisenstabs Asyl. Wir befinden uns in einer neuen Ära der Flüchtlingspolitik und der Entwicklungszusammenarbeit. Hier muss man sehr sauber erklären und argumentieren, denn dieses Thema ist in die eine wie in die andere Richtung so emotional belegt, dass man hier immer in Gefahr ist, missverstanden zu werden.

Bayern ist ein christliches Land. Die christliche Wertorientierung ist der Kompass, nach dem die Menschen ihr Leben gestalten. Dazu gehört: Wir helfen Menschen, die in Not sind. Gerade das Asylrecht, grundrechtlich verankert, ist etwas, was vielen Tausenden von Menschen in den letzten Jahren geholfen hat und auch in den nächsten Jahren helfen wird, aus existenzieller Not befreit zu werden. Wir schaffen das als Staat mit enormem Aufwand, aber ich möchte es an dieser Stelle auch einmal ganz deutlich sagen: Ohne die tausendfache Hilfe wäre die jüngste Flüchtlingswelle nicht zu bewältigen. Nachbarn

geben in ihrer Freizeit Deutschkurse, Ärzte machen freiwillig Zusatzdienste, ein Sportverein nimmt spontan Flüchtlinge auf.

Ich weiß auch, was die Kirchen hier leisten. Oberkirchenrat Breit und Prälat Wolf sind regelmäßig in den Krisenstab-sitzungen und, was mich ganz besonders freut, sie nehmen auch mit in die Kirche, was wir hier leisten. Denn es wird oftmals übersehen, was Beamte und andere Mitarbeiter in staatlichen Funktionen leisten, wenn es um die Bewältigung solcher Flüchtlingswellen geht, die völlig unsteuerbar sind. Wir haben Anfang Oktober einen Asylgipfel als Asylkabinett durchgeführt und wir haben sehr viele Verbesserungen auf den Weg gebracht. Diese krisenhafte Situation haben wir gut in den Griff bekommen.

Wir leben in einer historischen Phase, die keiner so vorhergesehen hat. Am Montag vor acht Tagen sind in Bayern 1043 Menschen angekommen. Ganz nebenbei gesagt: 812 davon allein aus dem Kosovo. 1043 Leute sind in München, in Regensburg, in Deggendorf, in Zirndorf vor der Tür gestanden und haben gesagt: „Jetzt sind wir da. Bringt uns unter.“ Und das unter Winterbedingungen und unter der genauen Berücksichtigung aller Vorschriften. Eine Herausforderung, wie wir sie so noch nicht gehabt haben!

Viele von den Menschen, die bis vor drei Wochen zu uns gekommen sind, kommen aus ganz anderen Kulturkreisen, aus Pakistan, aus Afghanistan, aus allen Ländern Afrikas, wo teilweise fürchterliche Bedingungen herrschen. Es ist eine Herausforderung, die noch dadurch getoppt wird, dass es oftmals

unbegleitete Minderjährige sind, die hierher kommen. Wenn man mit ihnen über das spricht, was sie auf ihrer Flucht erleben mussten, erfährt man Dinge, die man sich gar nicht vorstellen mag. Sie sind traumatisiert, und wir müssen ihnen besonders entgegenkommen.

In den letzten Jahren sind jeweils rund 200.000 Menschen nach Deutschland gekommen. Aber wenn wir von den Zahlen in diesem Januar ausgehen – wobei der Januar noch ein Monat mit sehr schlechten Fluchtbedingungen ist, wenn es überall kalt und das Mittelmeer nicht befahrbar ist – wenn man also die Januar-Zahlen interpoliert, dann werden wir 2015 das Doppelte an Leuten haben, die hierher kommen. Wie das die Administration bewerkstelligen soll, wieweit die Bevölkerung bereit ist, das mitzutragen, das sehe ich momentan noch nicht. Wir sind bei dem, was auf der Welt alles passiert, jetzt in einer Situation, in der 50, manche sagen 60 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht sind.

An erster Stelle steht die Humanität.

Das ist etwas, was uns alle betrifft. Wir werden noch viele Jahre mit Flüchtlingsbewegungen zu tun haben, nicht nur aus Kriegsgebieten, nicht nur persönlich Verfolgte, womöglich aus Glaubensgründen, sondern auch Leute, die zuhause unter solcher Armut leben, solche Bedingungen vorfinden, dass es dort fast keine Zukunft gibt. Es kommen auch noch die Klimaflüchtlinge hinzu, denn es gibt inzwischen Landstriche, in denen man einfach nicht überleben kann, weil es dort kein Wasser gibt und nichts mehr wächst. Das heißt: Wir müssen uns auch hier Leitlinien zurechtlegen, wie wir damit umgehen. Denn es wird auf Dauer nicht gehen, das alles nur im Krisenmodus abzuwickeln, so wie wir das bisher gemacht haben. Wir brauchen hier eine geordnete Hilfeleistung. Ich will Ihnen kurz schildern, wie wir an die Sache herangehen wollen.

An erster Stelle steht die Humanität. Man sieht einem Flüchtling an der Grenze nicht an, ob er berechtigter oder unberechtigter Asylbewerber ist oder ob er im Laufe des Verfahrens ein Bleiberecht bekommen kann. Das alles geht nur mit einem sauberen, korrekten Asylverfahren, in dem diese Dinge geprüft werden. Und dann gibt es die rechtliche Bewertung: Asylanspruch ja oder nein. Deshalb müssen am Anfang die humane Unterbringung und die humane Betreuung stehen. Das ist eine ganz wichtige Säule unserer Flüchtlingspolitik.

Es ist in jedem Falle richtig, wenn wir jungen Menschen in geeigneten Fällen Sprachkurse anbieten und eine berufliche Ausbildung bis zu ihrem Abschluss ermöglichen. In meinem Heimatlandkreis in Waldwinkel gibt es eine Ausbildungsstelle bei den Salesianern Don Boscos. Ich habe die jungen Leute dort in einer Schulstunde besucht. Ich war früher im Kultusministerium, aber ich habe nie eine Klasse erlebt, in der mit solchem Wissensdurst an die Sachen herangegangen worden wäre und wo die Leute sich wirklich eingebracht haben, nicht bloß deshalb, weil ich da war, sondern weil sie so eine Freude gehabt haben, endlich etwas lernen zu dürfen.

Wenn ein Handwerksmeister so einen jungen Flüchtling in die Lehre nimmt – meistens sind es sogar Ausbildungsrichtungen, die unsere jungen Leute nicht mehr ganz so gerne übernehmen –, dann ist das mehr als Ausbildung. Das ist Halt und Orientierung für traumatisierte Jugendliche. Das ist Integration durch Bildung, Integration durch

Arbeit. Das ist eine gute Grundlage für die Zukunft, auch wenn diese jungen Leute vielleicht einmal wieder in ihre Heimat zurückkehren.

Die zweite Säule ist die Gerechtigkeit und die Glaubwürdigkeit des Rechtsstaats. Wenn ich hier mit Leuten zu tun habe, die sagen, ich weiß genau, dass ich keinen Asylgrund habe, ich komme nicht aus Verfolgung, ich bin nicht aus einem Kriegsgebiet, aber ich will auch so leben wie ihr hier und zuhause in meinem Heimatland gibt es diese Chancen nicht, dann ist die Akzeptanz in der Bevölkerung nicht mehr so groß. Die große Akzeptanz in der Bevölkerung werden wir nur aufrechterhalten, wenn wir alles tun, damit ungerechtfertigte Zuwanderung unterbunden wird.

Dieses Regeln einzuhalten, ist gar nicht so leicht, wie die Ereignisse im Kosovo zeigen. Hier werden Regeln plötzlich überschritten, im Kosovo macht sich eine Stimmung breit, angestiftet durch, wie wir vermuten, Oppositionsparteien, die die Regierung destabilisieren wollen. Angestiftet auch durch Schleuser, die daraus ein Geschäft machen wollen, indem sie den Leuten einreden: Kommt zu uns, ihr müsst nur einen kleinen Obolus zahlen, ein paar hundert Euro, und wir nehmen euch mit in das gelobte Land. Ihr kriegt ein Begrüßungsgeld, ihr dürft dort monatelang kostenlos wohnen, ihr kriegt dort Arbeit und ihr könnt damit rechnen, dort alle Sorgen und Nöte eures Landes zu überwinden. Diese Stimmung hat sich verbreitet, so dass sich in den letzten 14 Tagen teilweise 20 Busse pro Tag aus Priština auf den Weg gemacht haben.

Das ist eine Herausforderung für Deutschland und es ist eine Katastrophe für das Herkunftsland. Denn um ein Land wie das Kosovo, das jetzt nach dem jahrzehntelangen Bürgerkrieg am Boden liegt, in dem Korruption herrscht, in dem die Mafia fröhliche Urstände feiert, in dem die Wirtschaft darniederliegt und hohe Arbeitslosigkeit herrscht, um so ein Land aufzubauen, dazu braucht es junge Leute, die hinlang wollen, die etwas leisten wollen. Wenn genau diese Mittelschicht plötzlich in die Busse steigt und sagt, wir fahren jetzt dorthin, wo es mehr Geld gibt, dann ist es eine Katastrophe für dieses Land. Deswegen wurden wir auch inständig gebeten: Bitte schickt sie uns wieder zurück, sofort hinein in den Bus und wieder nach Hause, wir brauchen sie! Das ist also eine sehr seltsame Situation. Ich habe die Zahlen von heute früh bekommen: Die Zahl derer, die aus dem Kosovo zu uns kommen, ist wieder deutlich zurückgegangen.

Aber mit diesen Phänomenen müssen wir vernünftig umgehen und deswegen braucht es Regeln. Es ist notwendig, dass wir die Vereinbarungen Europas einhalten. Es ist notwendig, dass an den Schengen-Außengrenzen wirksame und verlässliche Kontrollen stattfinden. Wenn Flüchtlinge in Italien oder Ungarn einfach in einen Zug oder Bus steigen und über Österreich nach München fahren, dann hat das eine sicherheitspolitische und eine gesundheitspolitische Dimension.

Wir sagen nicht, Italien soll alle Flüchtlinge aufnehmen, die aus Afrika kommen. Aber die Grenzkontrolle muss zuverlässig durchgeführt werden. Anschließend ist es eine gemeinsame Aufgabe aller europäischen Staaten, dass wir den Italienern helfen, die Flüchtlinge fair in ganz Europa zu verteilen. Es ist eine Frage der Gerechtigkeit, dass 28 Staaten in Europa nicht nur die Hand aufhalten, wenn es um Subventionen geht, und sagen, ich will den mir zustehenden Anteil, und dann fünf Länder 70 Prozent der Flüchtlinge übernehmen und in Deutschland allein 29 Prozent

der Flüchtlinge aufgenommen werden, die in Europa ankommen. Auch hier müssen wir dafür sorgen, dass es innerhalb Europas gerecht zugeht.

Ein großer Teil der Flüchtlinge, die in Bayern ankommen, sind Menschen aus den Westbalkanstaaten. Ich bin froh, dass es uns inzwischen gelungen ist, einige dieser Staaten, wie etwa Serbien, als sichere Drittstaaten einzustufen. Wir sind überfordert, wenn wir für sämtliche wirtschaftlich notleidende Länder Osteuropas oder auch Afrikas versuchen, hier bei uns über das Asylrecht zu helfen. Das schafft unser Land nicht, und deswegen ist die Rückführung genauso wie die Beschleunigung der Verfahren und die Einführung des Sachleistungsprinzips genau die richtige Antwort gewesen.

Der Idealismus und der großartige Einsatz der ehrenamtlich Tätigen dürfen nicht beschädigt werden. Sie müssen darauf vertrauen können, für die wirklich Hilfsbedürftigen zu arbeiten. Deshalb muss Solidarität immer gepaart sein mit Gerechtigkeit.

Zu unserer Gesamtkonzeption gehört als dritte Säule ganz entscheidend eine neue Entwicklungszusammenarbeit. Am besten wäre es, wenn die Menschen zuhause, egal ob in Afrika oder in den Balkanländern, solche Lebensbedingungen vorfinden würden, dass sie gar keine Notwendigkeit hätten, ihr Land zu verlassen. Denn seine Heimat aufzugeben, ist mit Sicherheit für keinen leicht.

Unsere gemeinsame Verantwortung für den Frieden ist eher noch größer geworden.

Aus diesem Grund ist es wichtig, sich hier noch einmal auf europäischer Ebene zusammensetzen. Wir müssen jetzt noch mehr Geld in die Hand nehmen und handeln. Rein humanitäre Hilfe wird nicht reichen, man muss an die wirtschaftlichen Bedingungen herangehen. Wir müssen den Grundsatz „Aktivieren statt Alimentieren“ bei der Entwicklungszusammenarbeit mit Leben erfüllen, denn moderne Entwicklungszusammenarbeit ist Hilfe zur Selbsthilfe. Dies richtig und koordiniert in Europa umzusetzen und auch mit ausreichendem Aufwand, das ist unser gemeinsames Ziel.

Kollege Bundesminister Gerd Müller hat hier im Dezember über Entwicklungszusammenarbeit berichtet (siehe „zur Debatte“ 2-2015). Die Partnerschaft Bayerns mit Tunesien ist ein Paradebeispiel. Wir haben bei der Vorbereitung einer Verfassung mitgeholfen. Mit einem Ausbildungsprojekt in Tunesien leisten wir Hilfe für die junge Generation.

Wir brauchen einen modernen, vernetzten Ansatz – von Verwaltungsaufbau, Medizin, Bildung bis zu Mikrokrediten für Existenzgründer. Damit verbessern wir die Situation der Menschen. Es gibt auch schon positive Nachrichten. Seit 1990:

- Anteil der Weltbevölkerung in Armut halbiert,
- Kindersterblichkeit weltweit halbiert,
- Müttersterblichkeit um 45 Prozent gesunken,
- Anteil der Menschen ohne Trinkwasserzugang halbiert.

Aber wir müssen noch mehr tun. Ich begrüße, dass die EU das Jahr 2015 zum Jahr der Entwicklungszusammenarbeit ausgerufen hat. Deutschland nimmt hier eine Führungsrolle ein und Gerd Müller hat hierfür unsere volle Unterstützung, weil es am Ende auch eine Erleichterung für unsere Flücht-

lingsproblematik darstellt, wenn die Leute nicht mehr ihr Land verlassen müssen.

Wir brauchen eine gemeinsame europäische Außenpolitik und Entwicklungszusammenarbeit. Wir müssen die EU-Nachbarstaaten und Transitstaaten einbinden, insbesondere auch die Türkei. Wir in Bayern werden gerade die Zusammenarbeit mit der Türkei weiter fördern.

III. Fest in den Grundsätzen – verlässlich im Handeln

In diesem Jahr gedenken wir des 100. Geburtstags von Franz Josef Strauß. Strauß hat mit seinen Reisen unter anderem nach Peking 1975 und Moskau 1987 Geschichte geschrieben. Es ist gute bayerische Tradition, offen zu sein und trotzdem seine eigene Position nicht zu vergessen. Vor fast drei Jahrzehnten hat Strauß die Lage der Welt so umrissen: „Die Welt, die durch die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Technik, die wirtschaftliche Kooperation und den grenzenlosen Medienverbund immer mehr zusammenrückt, hat die politische Form des konfliktfreien Zusammenlebens noch nicht überall gefunden.“

Angesichts der gegenwärtigen Gewaltausbrüche ist das noch sehr zurückhaltend formuliert und noch immer gültig. Um die Frage zu beantworten, wie Bayern, wie Deutschland sich jetzt positioniert: Unsere gemeinsame Verantwortung für den Frieden ist eher noch größer geworden. Für uns Deutsche heißt das: mutig, selbstbewusst und partnerschaftlich in der Welt auftreten. Wir müssen berechenbar und verlässlich sein. Wir müssen immer von der Möglichkeit eines Krieges ausgehen, nicht um ihn zu führen, sondern um ihn zu vermeiden.

Wir müssen friedfertig an Konflikte herangehen mit der Verantwortungskaskade, von der ich sprach: Großzügig bei Hilfsgütern, offen bei Waffenlieferungen, vorsichtig bei Militäreinsätzen. Bei aller Friedfertigkeit unserer Außenpolitik kann es am Ende notwendig werden, dass Deutschland – immer im Rahmen der internationalen Bündnisse – auch einen militärischen Beitrag leisten muss. Wir brauchen eine neue Entwicklungszusammenarbeit und auch in Zukunft das Bekenntnis zu Europa.

In diesen Zeiten ist die Botschaft des Christentums hochaktuell: Bei allen Unterschieden brauchen wir einen Grundkonsens der Werte für Frieden, Freiheit, Menschenrechte, Nächstenliebe. Wir alle stehen in der Pflicht dieser christlichen Verantwortung. Frieden, Freiheit, Sicherheit gibt es nicht zum Nulltarif. Die Welt schaut auf uns Deutsche. Verantwortungsethik, Realismus, tätige Nächstenliebe gemäß dem christlichen Menschenbild – fest in den Grundsätzen, weil die Welt sich verändert. Das sind die Leitlinien.

Wir müssen mehr tun, damit sich die Welt nicht zum Schlechten verändert. Und gerade für uns Deutsche muss gelten: Die Werte des christlichen Abendlandes beweisen sich im Handeln, nicht im Wegschauen. Wir sind verpflichtet zum Handeln aus unserem christlichem Menschenbild: Nichthandeln kann schuldig machen. Dafür tragen wir alle Verantwortung. □

KEB-Mitglieder- versammlung 2015

Die Mitgliederversammlung der Katholischen Erwachsenenbildung Bayern (KEB) am 15. und 16. Mai 2015 Bayern stand unter dem Motto „Migration – Integration – Islam“. In seinem Grußwort hob der neue Ministerialdirektor im Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Herbert Püls, vor den Vertretern der mehr als 120 Mitgliedereinrichtungen die Bedeutung der Integration als gesamtgesellschaftliche Aufgabe hervor. Der interreligiöse

Dialog stand auch im Zentrum des Festvortrags von Prof. Dr. Georges Tamer, Lehrstuhlinhaber für Orientalische Philologie und Islamwissenschaften an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Nach einer Bestandsaufnahme zum Islam in Deutschland entfaltete er die Vision eines heimisch gewordenen Islam, den man nur durch große Dialogbereitschaft auf beiden Seiten voranbringen könne.

Der Islam in Deutschland: theologische Probleme und Perspektiven

Georges Tamer

I.

Als der damalige Bundespräsident Christian Wulff am 3. Oktober 2010 äußerte, dass der Islam zu Deutschland gehöre, erntete er zwar viel Lob, löste jedoch zugleich auch Verwunderung und ablehnende Kritik aus. Denn wie könne diese aus der arabischen Wüste stammende und somit durchaus fremde Religion und wie können ihre oft mit exotischer Erscheinung assoziierten Anhänger Teil der deutschen Gesellschaft sein, die christlich geprägt, europäisch charakterisiert und vom modernen Geist der Aufklärung durchdrungen ist? Wie könne der Islam, dem weitgehend zugeschrieben wird, er bedeute die Einheit von Religion und Staat (*dīn wa-dawla*), Teil eines Staates sein, in dem die Trennung von Kirche und Staat bereits vollzogen wurde und ursprünglich als religiös geltende Werte lediglich in ihrer säkularen Übersetzung politische Geltung besitzen? Bedeutet also die Aussage, der Islam sei Teil Deutschlands, eine auf Fakten fußende Feststellung oder nur eine Behauptung, die vielmehr ein Wunschdenken darstellt?

Betrachtet man außerdem die mediale und gesellschaftliche Diskussion über den Islam in Deutschland, so wird dieser häufig mit Schlagwörtern wie Kopftuchverbot, Ehrenmorden und Salafismus in Verbindung gebracht. Das „Angstbild“ Islam als Fremdkörper in einem vom Christentum geprägten Land wird in den letzten Monaten insbesondere durch von diffusen Ängsten geprägte Phänomene wie PEGIDA oder HOGESA zur Mobilisierung ihrer Anhänger verwendet, um die Furcht vor einer „schleichenden Islamisierung“ des Abendlandes weiter zu schüren. Wie berechtigt ist diese Angst? Besteht in der Tat die Gefahr, dass Deutschland in der Zukunft ein islamisiertes Land wird,



Prof. Dr. Georges Tamer, Lehrstuhlinhaber für Orientalische Philologie und Islamwissenschaften an der Universität Erlangen-Nürnberg

wie es beispielsweise dem Nahen Osten im zweiten Millennium passiert ist? Wie steht es mit dem Islam in Deutschland überhaupt? Welche Strukturen muslimischer Organisationen existieren bereits hierzulande? Welche Herausforderungen bringt die Präsenz von Muslimen in Deutschland für die Deutschen, insbesondere für die Christen? Diese Einschränkung unternehme ich in Entsprechung zum heutigen Kontext der Mitgliederversammlung der Landesarbeitsgemeinschaft der Katholischen Erwachsenenbildung in Bayern unter dem Motto „Migration – Integration – Islam“? Diese Fragen werden mich in

diesem Beitrag beschäftigen. Ich möchte mit einer Darstellung des Ist-Zustands der Muslime in Deutschland beginnen.

II.

Mit schätzungsweise circa 4,3 Millionen Menschen (circa 5 Prozent der Gesamtbevölkerung) stellen die Muslime 2015 die zweitgrößte Glaubensgemeinschaft in Deutschland dar. Ihre Mehrheit besteht aus Sunniten aus der Türkei; Angehörige anderer Glaubensrichtungen des Islams aus allen Himmelsrichtungen leben ebenfalls in Deutschland. Ungefähr 45 Prozent der hierzulande lebenden Muslime besitzen die deutsche Staatsbürgerschaft.

Muslime kamen im 17. und 18. Jahrhundert im Zusammenhang der Türkenkriege als Kriegsgefangene, Flüchtlinge oder Diener nach Deutschland; wer hier blieb, blieb aber nicht Muslim, sondern trat zum Christentum über. Die anderen kehrten nach Zahlung des Lösegelds, wie dies damals gängige Praxis war, wieder in ihre alte Heimat bzw. ins Osmanische Reich zurück. Die politische Annäherung zwischen Preußen und dem Osmanischen Reich führte ab dem 18. Jahrhundert zu einem gewissen Interesse der preußischen Gesellschaft am Islam und dem Orient. Im Zusammenhang mit der ab der Mitte des 18. Jahrhunderts verbreiteten „Türkenmode“ wurde nahe der Sommerresidenz des Kurfürsten von der Pfalz die Schwetzingen-Schlossgarten-Moschee im Jahre 1795 fertiggestellt. Die türkischen Einflüsse sind in vielen Bereichen spürbar, nicht zuletzt in der Musik: Es sei in diesem Zusammenhang beispielsweise an Mozarts „Türkischen Marsch“, „Die Entführung aus dem Serail“ erinnert. Goethes „West-östlicher Diwan“ war von dem persischen Dichter Hafiz inspiriert worden. Die erste deutsche Koranübersetzung, direkt aus dem Arabischen von David Friedrich Megerlein (1699–1778) besorgt, erschien 1772 unter dem Titel „Die türkische Bibel“.

Seit 1798 existiert ein muslimischer Friedhof am Berliner Columbiadamm. Die erste Moschee wurde während des ersten Weltkriegs in einem Gefangenenlager nahe Berlin aus Holz errichtet. 1922 ist die „Islamische Gemeinde Berlin“, die erste muslimische Gemeinde in Deutschland, von Muslimen aus verschiedenen Nationen gegründet worden. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges lebten circa 3000 Muslime hierzulande. Sie kamen in der Regel aus dem bürgerlichen Milieu und arbeiteten als Kaufleute, Akademiker und Schriftsteller. Der Großteil eben jener Gemeinschaft lebte in Berlin, wo sich die erste islamische Gemeinde und die erste Moschee Deutschlands befanden.

Ab den 1950er Jahren fand der Islam durch die Stationierung französischer Besatzungssoldaten aus dem Maghreb und dem Senegal sowie besonders durch das Anwerbeabkommen unter anderem mit der Türkei (1962), Marokko (1963) und Tunesien (1965) verstärkt Einzug in Deutschland. Der Islam als Religion und dessen Riten stießen in jener Zeit bei den Deutschen auf wenig Beachtung. Dies ermöglichte es beispielsweise, muslimische Festtagsgebete in Kirchen verrichten zu lassen. Erst die Islamische Revolution im Iran 1979 weckte das Bewusstsein der hiesigen Gesellschaft für den Islam als ein problematisches Anderes.

Mit dem Ende des Anwerbeabkommens 1973 bis in die Mitte der 1980er Jahre immigrierten vor allem die Familien der Gastarbeiter, nicht nur die muslimischen, nach Westdeutschland, da eine Rückkehr in ihre Heimatländer aufgrund der dort vorherrschenden politischen und wirtschaftlichen Situation oftmals eine Verschlechterung der Lebens-

umstände bedeutet hätte. Der Zuwachs der muslimischen Gemeinschaften vor allem in Ballungszentren erforderte eine strukturierte Organisation der religiösen und kulturellen Angelegenheiten, welche bis zu jenem Zeitpunkt provisorisch geregelt wurden. Daraus resultierte die Gründung der ersten Moscheevereine und Organisationen.

III.

Die muslimischen Organisationen können unterschiedlich kategorisiert werden. Die landsmannschaftlichen Moscheen, welche – je nach politisch-religiöser Zugehörigkeit – ein dezidiertes religiöses Profil aufweisen, bilden einen wichtigen Teil im Spektrum islamischer Organisationen in Deutschland. Die supranationalen Moscheen, welche häufig durch private Spendengeber aus dem Ausland finanziert werden, bilden den Gegenpol zu den landsmannschaftlichen Moscheen. Die dritte Kraft, welche seit Anfang des Millenniums und verstärkt seit 2012 an Bedeutung gewinnt, sind salafistische Netzwerke, die vor allem durch Stiftungen aus Saudi-Arabien und den Golfstaaten ihren Einflussbereich vergrößern konnten.

Als Beispiel für die national orientierten Moscheen können die Organisationen und Moscheevereine türkischer Herkunft gelten. Diese Organisationen bestehen seit dem Beginn der 1970er Jahre in Deutschland, mit ihrer explizit religiösen Ausrichtung verstehen sie sich oftmals als Opposition zur kemalistischen Türkei.

Der älteste der drei großen türkischstämmigen Verbände ist der „Verband der Islamischen Kulturzentren e.V.“ (VIKZ), Nachfolgeorganisation des 1973 gegründeten „Islamischen Kulturzentrums Köln e.V.“. Er steht der Süleymanci-Bewegung, die sich auf den Religionsgelehrten Süleyman Hilmi Tunahan (1888–1959) bezieht, nahe und lehnt eine politische Beteiligung ab. Der Verband tritt für die Wahrung des Glaubens und der islamischen kulturellen Werte ein, wobei er eine mystische Ausrichtung des Islam darstellt. Die Organisation ist zentralistisch organisiert, sodass lokale Mitgliedsgemeinden als Zweigstellen fungieren, denen Ausbildungszentren angegliedert sind. Der Verband fokussiert sich insbesondere auf die Bildungsarbeit, dies beinhaltet auch die Ausbildung von Imamen.

Die „Islamische Gemeinde Millî Görüş e.V.“ (IGMG; „Millî Görüş“ zu Deutsch: „Nationale Sicht“), welche aus der 1976 gegründeten „Türkischen Union Europa e.V.“ hervorging, steht für eine aktive türkische, politisch-islamistische Organisation, die der Bewegung Necmettin Erbakan nahe steht. Neben den publizistischen und wirtschaftlichen Aktivitäten betreuen sie die Mitglieder in religiösen, kulturellen und sozialen Angelegenheiten. Die Organisationsstruktur von „Millî Görüş“ ist nicht einheitlich, sie umfasst sowohl zentralistische als auch föderative Elemente. Dabei sind weitere Organisationen, die sich speziell auf Frauen oder Studenten konzentrieren, dem Dachverband angegliedert.

Die „Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion e.V.“ (DİTİB: „Diyanet İşleri Türk İslam Birliği“) ist die dritte große Organisation. Diese stellt eine Besonderheit im Vergleich zu den beiden anderen Organisationen dar, da sie von staatlicher Seite verwaltet wird und einen sunnitischen national-türkischen Staatsislam vertritt. Sie steht für eine Integration der deutschen Muslime unter Wahrung der islamisch-türkischen Identität. Die DİTİB gliedert sich in örtliche Vereine, zu denen häufig Kultur- und Sportvereine gehören.

Weiterhin streben zahlreiche islamische Verbände eine Anerkennung als



Gerd Müller von der KEB Neu-Ulm ließ auch heuer seinen Bleistift wieder über das Papier sausen. Diese Zeichnung von Georges Tamer ist das gelungene Ergebnis.

gleichrangige Partner in der deutschen Gesellschaft an. Um den Dialog zwischen der Bundesregierung und den islamischen Verbänden zu fördern, wurde 2006 die „Deutsche Islam-Konferenz“ (DIK) vom damaligen Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble ins Leben gerufen. Damit soll eine bessere religions- und gesellschaftspolitische Integration der muslimischen Bevölkerung erreicht werden.

Der „Islamrat für die Bundesrepublik Deutschland e.V.“ (IRD) ist einer der größten Verbände, welcher sich an der DIK beteiligt. Gegründet 1986, umfasst der Islamrat 30 Mitgliedsorganisationen und 400 Moscheegemeinden mit insgesamt 60.000 Mitgliedern. Ein Großteil

dieser Mitglieder ist Teil des Dachverbandes „Millî Görüş“.

Der „Zentralrat der Muslime in Deutschland“ (ZMD) ist der zweite wichtige Dachverband in Deutschland, welcher an der DIK beteiligt ist. Seit dem Gründungsjahr 1994 gehören dem Zentralrat heute ungefähr 24 Mitgliedsorganisationen und 300 Moscheegemeinden mit circa 20.000 Mitgliedern an. Die Organisationen im Zentralrat zeigen kein einheitliches Bild aufgrund ihrer unterschiedlichen Ausrichtungen in Bezug auf ihre Mitglieder, zu denen auch frankophone Muslime und deutsche Konvertiten gehören.

Die 1955 gegründete „Ahmadiyya Muslim Jama'at“ (AMJ) repräsentiert

225 Ortsgemeinschaften mit etwa 35.000 Mitgliedern. Der Fokus der Gemeinden liegt hierbei auf der Bildungs- und Sozialarbeit. Die „Ahmadiyya Muslim Jama'at“ ist in einigen Bundesländern als Religionsgemeinschaft registriert und in Dialogformate eingebunden.

Die „Alevitische Gemeinde Deutschland e.V.“ (AABF) gilt als repräsentativer Verband für die in Deutschland lebenden Aleviten. Gegründet 1989, umfasst diese Organisation heute 120 Ortsgemeinden. Ungefähr 50.000 Aleviten engagieren sich in religiösen Vereinen, von denen sich etwa 60 Prozent als Muslime verstehen.

Die 1994 gegründete „Islamische Gemeinschaft der Bosniaken in Deutsch-

land – Zentralrat e.V.“ (IGBD) beansprucht die Repräsentation der muslimischen Bosniaken. Sie umfasst 61 Gemeinden mit circa 30.000 Mitgliedern. Weiterhin ist der Verein Mitglied im Islamrat für die Bundesrepublik Deutschland sowie dem Zentralrat der Muslime in Deutschland.

Die „Islamische Gemeinde der schiitischen Gemeinden in Deutschland e.V.“ (IGS) wurde 2009 gegründet und ist seit 2014 Mitglied des DIK. Sie repräsentiert die Schiiten als drittgrößte Glaubensgemeinschaft in Deutschland, zu welcher circa 280.000 Menschen gezählt werden können. Diese Organisation zählt 138 Moscheevereine mit ungefähr 28.000 Mitgliedern.

Der „Zentralrat der Marokkaner in Deutschland e.V.“ (ZRMD) wurde 2008 in Offenbach gegründet und ist mit circa 150 marokkanischen Moscheegemeinden vernetzt, von denen knapp 50 eingetragene Mitglieder in diesem Dachverband sind. Der „Zentralrat der Marokkaner in Deutschland“ erhebt nicht den Anspruch, alle marokkanischen Gemeinden in Deutschland zu repräsentieren und wird durch den Staat Marokko unter anderem bei der Auswahl der Imane, die nach Deutschland geschickt werden, unterstützt.

Die „Türkische Gemeinde in Deutschland e.V.“ (TGD) existiert seit 1995 und bildet einen Dachverband für 260 Vereine. Sie setzt sich für die Interessen türkischstämmiger Menschen ein und kämpft gegen deren Ungleichbehandlung im Alltag. Die Türkische Gemeinde ist Mitglied im DIK, als säkulare Migrantenorganisation wirkt der Verband jedoch nicht bei religiösen Fragen innerhalb des DIK mit.

IV.

Die Probleme, mit denen sich die islamischen Organisationen seit Ende der 1970er Jahre konfrontiert sehen, sind vor allem die relativ hohe Kriminalitätsrate unter muslimischen Jugendlichen, die Ghettoisierung und die damit verbundene schlechte Wohnsituation und weitgehend fehlende Integrationsbereitschaft sowie die mangelhafte Schulsituation der Kinder. Das bereits in den 1970er Jahren diagnostizierte „Klassenproblem“ soll insbesondere durch die Sprachförderung, einen islamischen Religionsunterricht in deutscher Sprache sowie eine frühe Integration durch den Besuch von Kindergärten bekämpft werden.

Im Hinblick auf den Religionsunterricht hat sich der Fokus der islamischen Verbände in den letzten 30 Jahren verschoben. So findet die Vermittlung von religiösem Wissen nicht mehr nur in Koranschulen, sondern nun auch mittels intensiver Schüler- und Studentenarbeit („Millî Görüş“) und in Schülerwohnheimen (Verband der Islamischen Kulturzentren) statt. Es kann des Weiteren beobachtet werden, dass etwa die Hälfte der Gemeinden einen intergenerationalen Wandel vollzogen hat. Die Gemeindeglieder und Vorsitzenden der Vereine gehören nun der Generation an, welche in Deutschland geboren wurde und aufwuchs. Die deutsche Sprache erhält dadurch einen höheren Stellenwert und der nationale Bezug aus der Gründungsphase wird somit schwächer. Gleichzeitig kann festgestellt werden, dass viele junge Muslime die fehlende nationale Identität durch eine religiöse Identität zu ersetzen suchen. Der Islam wird für sie zur neuen Heimat – anstelle eines vermissten und eines nicht als des eigenen empfundenen Landes.

Die Etablierung von Einrichtungen für Islamische Theologie an fünf deutschen Universitäten (in Münster/Osnabrück, Tübingen, Frankfurt am Main

und Erlangen-Nürnberg) seit 2011 soll die staatliche Ausbildung von Imamen und die Einführung von islamischem Religionsunterricht an deutschen Schulen fördern sowie dazu führen, dass sich eine islamische Theologie in deutscher Sprache entwickelt. Weiterhin erfolgte in drei Bundesländern (Hamburg, Bremen und Niedersachsen) der Abschluss von Staatsverträgen, die es Religionsgemeinschaften ermöglichen sollen, ihre inneren Angelegenheiten im Rahmen des Grundgesetzes selbstständig zu regeln. In Hessen wurden die DITB und die Ahmadiyya-Gruppe als Religionsgemeinschaften anerkannt. Letzterer wurde dort ebenfalls der Körperschaftsstatus verliehen.

V.

Welche Herausforderungen und Perspektiven bestehen aus christlich-theologischer Sicht? Die erste Herausforderung ist die starke Vielfalt der in Deutschland lebenden Muslime in ethnischer, nationaler, kultureller und konfessioneller Hinsicht. Deren Mehrheit stammt zwar aus der Türkei, die übrigen jedoch kommen aus vielen Ländern, sprechen zahlreiche Muttersprachen, verfügen über unterschiedliche kulturelle Hintergründe und unterscheiden sich deutlich untereinander im Hinblick auf Beruf und Bildung. Dieser Vielfalt muss Rechnung getragen werden, wenn von in Deutschland lebenden Muslimen geredet wird. Von welchen Muslimen ist

Der Islam in Deutschland stellt die Mehrheitsgesellschaft vor die Herausforderung des Umgangs mit dem Anderssein.

also die Rede? Von Türken? Von Marokkanern? Von Bosniern? Von Sunniten, Schiiten, Aleviten oder Anhängern der Ahmadiyya? Von konservativen Muslimen oder von Muslimen säkularer Gesinnung? Von Muslimen, die kaum Deutsch sprechen können oder von Muslimen, deren Deutsch verständlicher ist als das – die Bemerkung sei erlaubt – von vielen bayerischen „Native Speakers“? Von beruflich erfolgreichen Muslimen mit hoher Bildung oder von gescheiterten Muslimen, deren Biographien eine Erklärung für eine mögliche Anfälligkeit zum Radikalismus liefern? Von Musliminnen, deren Aussehen nichts über ihre religiöse Identität besagt oder von denjenigen, die ohne Mühe am Kopftuch erkannt werden? Selbst unter diesen sind diejenigen, die das Kopftuch freiwillig aus traditionell-religiöser Überzeugung oder als gewollte Artikulation mangelhafter Integration tragen, von den Musliminnen zu unterscheiden, die dazu gezwungen werden – entweder durch direkte männliche Gewalt oder sozialen Druck.

Der Islam hat ebenso viele Gesichter wie Anhänger in Deutschland. Dass die Muslime in diesem Land kein monolithisches Gefüge bilden, bedeutet vordergründig, dass die Probleme, die mit ihnen zusammenhängen, differenziert behandelt werden müssen. Eine solche Differenzierung beruht im Christentum eigentlich auf der theologischen Grundlage, dass das Heil nur individuell erfahren werden kann, auch wenn dies gemäß katholischer Lehre nur innerhalb der Kirche möglich ist. Nicht Gemeinschaften, sondern Einzelne werden gerettet oder gerichtet. Daraus entwickelt sich ein theologisch-ethisches Prinzip, nach dem Christen dazu verpflichtet sind, Menschen und menschliche Angelegenheiten nicht allgemein-pauschal,

sondern immer und überall, soweit es geht, aufmerksam, differenziert, nuanciert und individuell zu beurteilen. Dieses Prinzip sollte insbesondere auch unsere Wahrnehmung der muslimischen Vielfalt in Deutschland bestimmen.

Zweitens: Der Islam in Deutschland stellt die Mehrheitsgesellschaft vor die Herausforderung des Umgangs mit dem Anderssein. Denn der Islam ist eine andere Religion, ja sogar eine bis vor Kurzem der Bevölkerungsmehrheit weitgehend fremde Religion, von der Christen in Deutschland durch viele Mauern getrennt waren – und vielleicht noch sind. Einige dieser Mauern sind theologischer Natur: Kann der Islam nach der Menschwerdung Christi von Christen als eine Offenbarungsreligion, sozusagen als die dritte im monotheistischen Bunde, anerkannt werden? Welche Vorstellung von Prophetenschaft könnten Christen mit Muhammad assoziieren, dem christlich-polemische Schriften auf islamischen Quellen basierend neben dem Vermögen, göttliche Offenbarungen zu empfangen, Polygamie und aggressive Kriegsführung zuschreiben? Dann die für einen Christen schwer verständlichen Stellen im Koran, etwa der Schwur bei Bäumen und Gestirnen, die anstößigen Aufforderungen zur Gewaltanwendung gegen Frauen, zum bewaffneten Kampf und zur Tötung von Feinden, die in dem Kapitel mit merkwürdigen Namen wie „Kuh“, „Ameisen“ und „Elefant“ zu finden sind und in dem Mariam, die Schwester von Mose und Aaron und Maria, die Mutter Jesu, verwechselt werden. Wie könnte ein solches Buch mit vielen anderen Fremdartigkeiten als Gottes verbal offenbarte Rede akzeptiert werden?

Weitere Mauern gründen auf historischen Fakten: Ist der Islam von Beginn an nicht auf militärische Expansion vor allem gegen christliche Staaten ausgerichtet gewesen? Zahlreiche „christliche“ Armeen wurden im Laufe der Geschichte von muslimischen Kriegeren bezwungen; der Nahe Osten, die Wiege des Christentums, einst mit blühenden Wissenschafts- und Kulturzentren ein Hort der christlichen Theologie und eine lebhaft Arena christologischer Konflikte, ist nunmehr mehrheitlich islamisch und die Kirchen dort kämpfen um ihre Existenz; die Kreuzzüge endeten mit einer Niederlage – was das historische Gedächtnis davon bewahrt, lässt sich, wenn überhaupt, lediglich in recht wenigen Fällen als rühmlich bezeichnen; wäre Wien nach Konstantinopel in die Hände der Türken gefallen, hätte es wahrscheinlich die Katholische Akademie Bayern nicht gegeben!

Die Erinnerung an den Genozid an den Armeniern und den syrischen Christen, der vor 100 Jahren begann, wurde vor wenigen Wochen wieder wach. Ein Blick in den Nahen Osten, nach Nordafrika und Nigeria reicht, um deutlich zu machen, dass die Tötung von Christen durch Muslime – und auch umgekehrt – gar keine Sache der Vergangenheit ist. Recht hohe Mauern also von Argwohn und Angst, dass eine schleichende Islamisierung von Europa im Gange ist. Man muss kein PEGIDA-Anhänger sein, um solche historisch motivierten Ängste zu spüren. Die Propaganda des „Islamischen Staates“ verspricht ohnehin symbolträchtig provokativ die Einnahme Roms – eine Drohung, die selbstverständlich nicht ernst zu nehmen ist, die allerdings durch ihre unreflektierte Verbreitung in den Massenmedien diese Ängste bedient.

Auf muslimischer Seite sind solche Mauern übrigens auf keinen Fall niedriger. Die Angriffe westlicher Staaten – allen voran der USA – auf muslimische Länder wird dort als christliche Aggression gedeutet. Der andauernde israelisch-palästinensische Konflikt bleibt



Sprach das Grußwort: Herbert Püls, Ministerialdirektor für den Bereich Bildung und Kultus im Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst.

eine offene Wunde, die bei den meisten Muslimen weltweit tiefes Misstrauen verursacht, weil die „westlich-christliche“ Unterstützung einer Politik, die einem gerechten Frieden, der zu einem lebensfähigen palästinensischen Staat führt, im Wege steht, von ihnen als eine feindliche Haltung gegenüber der islamischen Umma insgesamt empfunden wird. Weitere Mauern lassen sich aufzählen, im gegenwärtigen Zusammenhang geht es mir jedoch darum, die christliche Seite anzusprechen.

VI.

In diesem Sinne möchte ich den Blick auf eine andere, eher anthropologisch geartete Kategorie von Andersheit lenken, die die Wahrnehmung der unter uns lebenden Muslime betrifft. Sehen sie nicht auch äußerlich anders aus? Sie

sehen in der Tat im Durchschnitt dunkelhäutiger aus. Verhalten sie sich nicht anders? Der Familienzusammenhalt gestaltet sich bei ihnen anders. Sie haben andere Sitten und Bräuche; sie ernähren sich anders und riechen deshalb anders. Auf dieser Wahrnehmungsebene vermischt sich manchmal das Bild vom Muslim mit dem typischen Bild vom Ausländer in Deutschland. Dabei ist zu bemerken, dass viele Urteile der Einheimischen auf mangelndem Wissen beruhen, wenn beispielsweise jeder Araber oder Türke für einen Muslim gehalten und mithin die Existenz von Christen in jener Region ignoriert wird.

Im Hinblick auf die Herausforderung des Andersseins sind die Christen besonders aufgefordert, mit den Muslimen offen und kreativ umzugehen. Dafür sprechen ebenfalls gute theologische Gründe. Zum Christsein gehört es im



Dr. Christian Hörmann von der Landesstelle der KEB Bayern (li.) im Gespräch mit Ministerialrat Dr. Guido Klinger.

Wesentlichen, die Kapsel des Ego aufzubrechen und auf den Anderen zuzugehen. Unabhängig davon, wer dieser Andere ist, welche Religion oder Ethnie er oder sie angehört, ist er oder sie Ziel einer dem Christen obliegenden Bewegung der Nächstenliebe. Der Christ folgt dabei dem unverwechselbaren Vorbild Christi, der sich entäußerte und Knechtsgestalt annahm. Der Christ, der durch die Taufe „Christus angezogen“ (Gal 3,27) hat, soll in der Welt in dieser Offenheit leben, soll jeden anderen Menschen als eine gegebene Gelegenheit erleben, die sich entäußernde Bewegung der Nächstenliebe zu praktizieren und mithin am Leben Christi aktiv teilzuhaben. Diese Haltung wird durch den Glauben bestärkt, dass sich der trinitarische Gott in einer ständigen Bewegung der Liebe befindet, worin dessen Einheit eigentlich besteht. Gott, wie Christen an Ihn glauben, ist kein starres, unbewegliches Wesen, das sich still in Schweigen hüllt. Gott ist für die Christen nichts anderes als kommunizierbare Liebe, die sich den Menschen in der

Die Integration von Muslimen in Deutschland ist selbstverständlich keine Einbahnstraße

Person des aus Liebe für die Andersartigen, die Sünder, am Kreuz gestorbenen und in Liebe auferstandenen Christus offenbart. Dieser Liebe sind die Christen verpflichtet, nicht nur einander gegenüber, sondern auch gleichermaßen den Anderen, den Nicht-Christen. Der Glaube an den einen Gott in drei Personen ist ein unhinterfragbarer Grundsatz eines in persönlicher Aufgeschlossenheit vollzogenen Lebens, dessen ständige Aufgabe darin besteht, auf den Anderen hin ohne Hemmung zuzugehen, ihn anzunehmen, wie er tatsächlich ist, ihn zu erkennen, wie er erkannt werden will.

Von diesem christlichen Standpunkt heraus erscheint die Existenz von Muslimen in Deutschland als eine besonders geeignete Gelegenheit, das Christsein in der Bewegung der Nächstenliebe zu erleben. Ein geeignetes Medium dafür ist der Dialog. Ich meine nicht einen oberflächlichen Dialog, der darauf ausgerichtet ist, Unterschiede unter den

Teppich zu kehren, Gemeinsamkeiten in höchstfeierlichen Tönen hervorzuheben und eine illusionäre Einheit der Religionen im Grunde heraufzubeschwören. Ein solcher Dialog ist nicht nur deshalb schädlich, weil er die objektive Wahrheit der Verschiedenheit der Religionen verdrängt, sondern weil er im selben Maße dazu führt, dass die Beteiligten keine wahren Erkenntnisse voneinander erlangen, stattdessen im gegenseitigen Betrug die Grundlagen eines erstrebenswerten freiwilligen, bewussten und überzeugt durchgeführten Zusammenlebens von Angehörigen verschiedener Religionen in festem Frieden und gegenseitiger Anerkennung bewusst oder unbewusst zerstören. Im Gegensatz dazu wird ein theologischer Dialog benötigt, der mittels einer Archäologie der Begrifflichkeit die tragenden Fundamente religiöser Traditionen und ihre historische Entwicklung freilegt, damit allen Seiten deutlich wird, wovon und wieso geredet wird, damit die unterschiedlichen Züge jeder dieser Traditionen erhellt werden und jeder weiß, wie sein Gegenüber in der Tat aussieht. Ein solcher Dialog erfordert ein festgegründetes Wissen vom eigenen Standpunkt und echte Bereitschaft, den Dialogpartner auf gleicher Augenhöhe zu betrachten und seinen Standpunkt zu verstehen, wie dieser Standpunkt von seinem Vertreter verstanden wird. Mut und Demut gehören gleichermaßen zur notwendigen Ausstattung, um diesen Dialog erfolgreich zu führen: Mut, die eigene Position selbstbewusst zu vertreten und gleichzeitig auf die Position des Anderen zuzugehen, Demut, um zu akzeptieren, dass die andere Position die gleiche Existenzberechtigung wie die eigene besitzt und dass dadurch der Anspruch auf ein Wahrheitsmonopol bewusst relativiert wird, damit der Weg zur Wahrheit den Anderen nicht versperrt wird.

VII.

Ein wichtiger Ertrag eines solchen redlichen, geduldigen, mutigen und aufgeschlossenen Dialogs ist mittel- und langfristig, dass der Islam in Deutschland heimisch wird, dass er neue Eigenschaften entwickeln kann, die von authentisch deutscher Prägung sind. Die bereits erwähnte Gründung von vier universitären Einrichtungen der islamischen Theologie ist sicherlich ein wichtiger



Im Wandelplenum, einem der Programmpunkte der Mitgliederversammlung, stellte Nedialko Kalinow das Caritas-Projekt „Bildung statt Betteln“ vor.

Schritt in die richtige Richtung, vorausgesetzt, dass die dort wirkenden muslimischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in engem Austausch mit ihren Kolleginnen und Kollegen in den benachbarten Disziplinen der Theologie, Islam- und Religionswissenschaften arbeiten.

Universitäre Projekte reichen allerdings nicht aus, um einen in Deutschland heimisch gewordenen Islam zu gestalten. Dafür bedarf es weitreichender Anstrengungen vonseiten weiterer Akteure der Zivilgesellschaft, wie z. B. Institutionen der Erwachsenenbildung. Eine umfangreiche Ebene des Dialogs kann damit erschlossen werden, der hier an den konkreten Bedürfnissen und Problemen der Menschen in ihrem alltäglichen Zusammenleben ansetzt. Selbstverständlich müssen Muslime und muslimische Organisationen ihren Teil der Verantwortung tragen, damit der erwünschte Dialog funktioniert. Denn es geht schließlich um ihre Zukunft in Deutschland. Dennoch dürfen die anderen, vor allem die christlichen Akteure der Zivilgesellschaft nicht darauf warten, bis die Muslime tätig werden, sondern sie müssen sich aus christlicher Überzeugung und auch aus Interesse am sozialen Frieden in unserem Land für die Entwicklung eines in Deutschland heimisch gewordenen Islam engagieren. Sie müssen ihren muslimischen Dialogpartner ein Vorbild in der Aufgeschlossenheit und der Akzeptanz des Anderen sein. Sie müssen sie durch Mut zum ehrlichen Dialog überzeugen, dass es sich lohnt, im interreligiösen Diskurs Demut zu bewahren, damit sich alle Beteiligten gemeinsam auf bisher kaum beschrittene Pfade der gegenseitigen Entdeckung begeben können.

Dass die christlichen Dialogpartner dies tun sollen, geht aus ihrer christlich veranlagten Verantwortung für die Welt hervor. Denn aus einem in Deutschland und anderen europäischen Ländern heimisch gewordenen Islam können Erneuerungsimpulse für religiöse Diskurse in muslimischen Ländern hervorgehen, in denen diese Diskurse bislang zwischen dem Hammer einer der Religion instrumentalisierenden Politik und dem Amboss reaktionär-konservativer Kräfte kaum in Freiheit entfaltet werden können.

Die Integration von Muslimen in Deutschland ist selbstverständlich keine Einbahnstraße. Die Muslime müssen

ernsthafte Interesse daran zeigen. Sie müssen sich entschieden zu den demokratischen Werten unserer Gesellschaft bekennen, wie sie im Grundgesetz formuliert sind. Die einheimischen Deutschen müssen jedoch die Initiative ergreifen, eine Willkommenskultur entwickeln und den muslimischen Mitbürgern mit aller Offenheit begegnen. Dies ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass sie die unterschiedlichen Integrationsbarrieren abbauen und darauf verzichten, in Parallelgesellschaften zu leben.

Auf der Grundlage der im Rechtsstaat errungenen freiheitlich-demokratischen Prinzipien könnte eine für religiöse Vielfalt und Anderssein offene Gesellschaft im steten Diskurs gestaltet werden, in der der Islam eine harmonische Komponente ist – und kein Fremdkörper, sondern ein passender Stein in dem durch Farbenvielfalt gekennzeichneten schönen Mosaik Deutschland. □

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 45

Herausgeber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Mitarbeit: Simon Berninger
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München,
Telefon 089/381020, Telefax 089/38102103,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Die Musik durfte beim Festlichen Abend auf der KEB-Mitgliederversammlung nicht fehlen. Die „Gspusi-Musi“ spielte auf.



Festlicher Abend zum Fronleichnamsausklang

Rund 350 Gäste waren in diesem Jahr am Abend des Fronleichnamstages, 4. Juni 2015, zum traditionellen Fest in die Katholische Akademie gekommen. Ebenso wie am Morgen in ganz Bayern bei den Fronleichnamsprozessionen zeigte sich das Wetter auch während des Festes von seiner schönsten Seite und viele Gäste genossen den herrlich warmen Frühsommerabend – manche bis Mitternacht.

Musikalisch gestaltet wurde der Festliche Abend durch die Capella Cathedralis München unter der Leitung von Domkapellmeisterin Lucia Hilz. Akemi Murakami spielte am Klavier, Christian Hilz wirkte als Bariton-Solist. Die Capella Cathedralis interpretierte dabei Werke von Antonín Dvořák, Oliver Messiaen, Ralph Vaughan Williams und Johannes Brahms.

Inhaltlicher Schwerpunkt des Abends war der Vortrag von Andrea Kammhuber mit dem Titel „Chancen und Grenzen von Gottesdienstübertragungen im Fernsehen“. Die Redakteurin für „Kirche und Welt“ des Bayerischen Fernsehens, die seit mehr als 20 Jahren Fernsehgottesdienste und andere kirchliche Ereignisse im Fernsehen in verantwortlicher Position begleitet und kommentiert, sagte, dass keineswegs nur alte und kranke Menschen erreicht würden. Es sei so, dass auch Gläubige bei Gottesdienstübertragungen einschalteten,

die sich in ihren Pfarrgemeinden nicht mehr heimisch fühlten.

Als Beispiel für eine Übertragung hatte Andrea Kammhuber Ausschnitte der Fronleichnamsprozession im Kloster Speinshart in der Oberpfalz mitgebracht, die sie an diesem Fronleichnamsvormittag aktuell für den Bayerischen Rundfunk und die ARD betreut hatte. 35 Mitarbeiter und zehn Kameras seien im Einsatz gewesen – eine durchaus teure Produktion. Andrea Kammhuber verteidigte diesen Aufwand, weil nur so ein würdiges Feiern des Gottesdienstes möglich sei. Und sie betonte besonders, dass die Zusammenarbeit zwischen dem Zelebrenten, den Gläubigen vor Ort und den Fernseh Technikern gut klappen müsse, um das Ereignis auch auf dem Bildschirm zu einem Glaubenserlebnis zu machen.

Ein weiterer Programmpunkt des Abends war die Verleihung des Freundeszeichens der Katholischen Akademie an Daniela Philippi, die Sprecherin des Bayerischen Ministerpräsidenten. In einem kurzen Gespräch zwischen ihr und Akademiedirektor Dr. Florian Schuller berichtete Daniela Philippi von ihren vielen Besuchen in der Akademie (regelmäßig seit 1978), von ihrer Arbeit als Redakteurin beim Bayerischen Rundfunk und als Regierungssprecherin, aber auch von persönlichen Erfahrungen. So erzählte sie, dass sie ursprünglich evan-



Daniela Philippi, Sprecherin der Bayerischen Staatsregierung, erhielt von Akademiedirektor Dr. Florian Schuller

das Freundeszeichen der Katholischen Akademie in Bayern.



Andrea Kammhuber bei ihrem Referat zum Thema „Chancen und Grenzen von Gottesdienst-Übertragungen im Fernsehen“.



Die Capella Cathedralis München unter der Leitung von Lucia Hilz sang Lieder von Antonín Dvořák, Oliver Messiaen,

Ralph Vaughan Williams und Johannes Brahms.



Der syrische Journalist Emad Alkhalidi (re.), der aus seinem Heimatland

fliehen musste, begleitete Carl Wilhelm Macke.



Friedrich Kardinal Wetter freute sich über das Gespräch mit dem Landtagsabgeordneten Dr. Florian Herrmann und dessen Frau Renate.



Der Freisinger Landrat Josef Hauner (CSU) wurde begleitet von seiner Frau Ingeborg.

gelisch getauft sei, sich aber immer mehr dem Katholischen verbunden fühlte. 2008 sei sie konvertiert, wobei ihr auf diesem langen Weg Abt em. Odi- lo Lechner von der Münchner Abtei Sankt Bonifaz ein wichtiger geistlicher Begleiter gewesen sei.

Das Freundeszeichen, eine Bronzeplastik „Herrgott in der Ruh“, gestaltet vom Münchner Bildhauer Max Faller, nahm Daniela Philippi dann mit sichtlicher Freude entgegen. Ausgezeichnet werde sie, so die kurze Preisbegründung des Akademiedirektors, für ihre „persönliche und journalistische Treue zu unserer Arbeit“.

Auch der dritte Programmpunkt drehte sich um die Medien, hier besonders um das Schicksal von Journalisten, die in Ausübung ihres Berufes zu Schaden gekommen sind. Der Münchner Journalist Carl Wilhelm Macke stellte den Verein „Journalisten helfen Journalisten“ vor, der Reporter auf der ganzen Welt sowohl ideell als auch finanziell unterstützt. Die Besucher des Fronleichnamabends spendeten fünf Euro, einen Teil des Eintrittspreises, für die Arbeit des Vereins.

Bewegend war das kurze Statement des aus seiner Heimat geflüchteten syrischen Journalisten Emad Alkhalidi, in dem dieser von den Verfolgungen von Journalisten und anderen Menschen in vielen Ländern des Nahen Ostens berichtete. Wer helfen möchte, ist eingeladen, auf das Konto 100 275 727 4 bei der Stadtparkasse München (IBAN DE91 7015 0000 1002 7572 74) zu spenden. Nähere Informationen findet man auf der Homepage des Vereins unter www.journalistenhelfen.org

Musikalisch unterhalten von den fünf Virtuosen der „Gloryland Jazz Band“ begann dann der Abend der Begegnung im Park. Mit Speisen aus überwiegend ökologischem und regionalem Anbau, einem frisch gezapften Bier oder einem Glas guten Weines ließen sich die 350 Besucher auf den Stühlen und Bierbänken nieder. Großes Lob fanden viele der Besucher für die große Gastfreundlichkeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Hauswirtschaft und der Küche sowie der zusätzlichen Helfer. Mancher der Gäste führte seine Gespräche auch an einem der Stehtische, alle freuten sich aber, als die Losverkäufer vor-

bei kamen – denn wieder warteten viele attraktive Preise in der Tombola, die meisten gespendet von Freunden und Geschäftspartnern der Akademie.

Angeleitet von den Sängerinnen und Sängern der Capella Cathedralis erklang spät am Abend dann als Serenade das Lied „Der Mond ist aufgegangen“,

mit dem der Festliche Abend zum Fronleichnamsausklang der Tradition gemäß endete. □

Eine große Bildauswahl finden Sie in der Mediathek der Katholischen Akademie.

Ein ganz besonderer Gewinn

Ernest Lang, Chefreporter Bayern im Hörfunk des Bayerischen Rundfunks und Mitglied im Allgemeinen Rat der Akademie, gewann auf der Fronleichnamstombola einen der Hauptpreise: die wunderschöne hölzerne Krippe, die Bernd Gruber aus Kißlegg im Allgäu aus Fichten- und Lindenholz gebaut und der Akademie als Preis für die Tombola unentgeltlich überlassen hatte. Die Krippe, für deren Herstellung Bernd Gruber mehr als 200 Stunden Arbeit aufgewendet und nur mit Leim und Holzdübel gearbeitet hat, ist 87 auf 63 Zentimeter groß und hat eine Firsthöhe von auch 63 Zentimeter.

Dass gerade er die Krippe gewonnen hat, konnte Ernest Lang am Abend kaum fassen. Denn er hat eine sehr enge Beziehung zu Krippen. „Für mich gehört es immer zu den großen Freuden der Vorweihnachtszeit, in un-

serer alten Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Wilgefortis in Neufahrn zusammen mit dem Kirchenpfleger die Krippe aufzubauen“, erzählt Ernest Lang. Seit 1991 – seit dem Abschluss der Renovierung der alten Kirche – übe er diese ehrenvolle und schöne Aufgabe nun aus.

Und: Seit drei Jahren ist Ernest Lang ehrenamtlicher Heimatpfleger in der Gemeinde bei Freising und verfolgt mit Gleichgesinnten den Plan, in Neufahrn einen Krippenweg zu schaffen. Entweder, so überlegt Ernest Lang, wird die gewonnene Krippe Teil dieses Krippenweges oder aber sie kommt in die neue Pfarrkirche. „Für unsere Wohnung ist sie einfach zu groß, aber ich suche ihr einen würdigen Platz und werde auch dafür sorgen, dass passende Krippenfiguren dazukommen.“

Presse

KNA

5. Juni 2015 – Die Rundfunkstaatsverträge erlauben den Kirchen Sendezeiten für Verkündigungssendungen. Dazu gehören auch Übertragungen von Gottesdiensten in der ARD und im Bayerischen Fernsehen, scherzhaft auch das „öffentlich-rechtliche Halleluja“ genannt, so die Journalistin. Für deren Inhalt seien die Kirchen verantwortlich und ihre dafür eigens Beauftragten. Bei der medialen Umsetzung handle es sich um eine Gemeinschaftsarbeit, bei der der Sender sein technisches Know-how einbringe. Die Kirche habe sich hohe Ziele gesetzt, so Kammhuber. Um die innere Teilnahme an einem Gottesdienst zu ermöglichen, wünsche man sich eine „mystagogische Bildregie“, die dem Zuschauer „Aug und Ohr, Geist und Herz behutsam so öffnet, dass sich ihm die transzendente Wirklichkeit erschließt“. Deshalb werde „nicht irgendwas“ gezeigt, sondern die Teile des Gottesdienstes wie Kyrie und Gloria würden bewusst gestaltet. Seit einiger Zeit gibt es nach den Gottesdienstübertra-

gungen einen zusätzlichen Service für die Zuschauer. Sie können bei der jeweiligen Gemeinde, aus der der Gottesdienst übertragen wurde, anrufen.

Barbara Just

KATHPRESS

5. Juni 2015 – Mit Gottesdienstübertragungen im Fernsehen werden nicht nur alte und kranke Menschen erreicht. Der Medienforschung zufolge sehen immer häufiger auch Gläubige zu, die sich in ihren Pfarrgemeinden nicht beheimatet fühlen, wie Andrea Kammhuber, Redakteurin für „Kirche und Welt“ beim Bayerischen Fernsehen, (...) in der Katholischen Akademie in Bayern berichtete. Viele Zuschauer schalteten ganz bewusst ein, um den Gottesdienst mitzufeiern. So zündeten sie eine Kerze an, holten sich das Gesangbuch dazu oder legten ein Kreuz auf den Tisch. An Festen wie Fronleichnam schauen Kammhuber zufolge in der ARD um die 500.000 zu, zu zwei Dritteln Frauen.



Ernest Lang fotografierte die Weihnachtskrippe sofort und schickte das Foto seiner Frau.